

Sonntags = Post.

Blätter zur Unterhaltung am häuslichen Herde.

Verlag von C. Weinck in Dresden. — Redacteur: Otto Freitag in Dresden.

Erscheint in Wochennummern von 2 Bogen zum Preise von 10 Pfennigen.

Das Gespenst der Marquise.

Roman aus dem Englischen.

Frei bearbeitet von Hermine Frankenstein.

(Fortsetzung.)

Flack erschien aus einem andern Coupé und besorgte einen Wagen für Lady Chetwynd und Mrs. Crowl und gab dem Kutscher dieselbe Adresse wie Monk.

Die alte, gebückt gehende Frau, die noch im letzten Augenblicke in Castbourne eingestiegen war und welche, wie wir wissen, die alte Nagen in geschickter Verkleidung war, hatte beim Aussteigen aus ihrem Coupé gehört, welche Adresse Monk und Flack den Kutschern gegeben und bestieg gleichfalls einen Wagen, von dem sie sich in denselben Gasthof führen ließ.

Nach einer Stunde befanden sich die Reisenden daher bequem in ihren verschiedenen Zimmern installiert. Es war schon sehr spät und Monk sah Bernice an diesem Abende nicht wieder.

Die alte Indierin schrieb sich unter einem falschen Namen in's Fremdenbuch ein und sah, daß Lady Chetwynd als Miß Gwyn aus Carnarvon eingetragen war.

Diese Entdeckung gab der Alten Stoff zum Nachdenken für die ganze Nacht.

Am nächsten Morgen nahm Gilbert Monk das Frühstück allein auf seinem Zimmer ein, bestellte dann einen Wagen und begab sich darauf zu Lady Chetwynd, um zu sehen, ob sie zur Abreise bereit wäre.

Mrs. Crowl gab ihm Einlaß.

Er hatte erwartet, Bernice vollständig angekleidet und reisefertig zu finden, fand sie aber in der Nähe des Fensters auf einem Sopha liegend, wohl im Reifelteide, aber mit aufgelösten Haaren und bleichem Gesicht, das den Ausdruck physischen Schmerzes trug. Ihre Züge waren zusammengezogen und sie schien offenbar unfähig zur Reise zu sein.

Monk fuhr bestürzt zusammen.

„Was ist geschehen?“ fragte er leise, auf der Schwelle stehend bleibend und Bernice betrachtend.

„Miß Gwyn hätte Castbourne gestern Abend nicht verlassen sollen,“ erwiderte Mrs. Crowl gleichfalls leise. „Ihr Knöchel ist geschwollen und schmerzhaft; außerdem hat sie Fieber.“

Gilbert Monk unterdrückte den Fluch, der sich ihm auf die Lippen drängte. Er trat mit gesuchter Stirn näher und zwang sich, sanft zu sprechen, als er sich über Bernice neigte. Diese schaute auf zu ihm, als er ganz dicht bei ihr stand, und reichte ihm matt lächelnd eine kleine, heiße Hand.

„Was ist das, Bernice?“ fragte Monk zärtlich. „Hat Dich Dein fester Muth verlassen, oder bist Du wirklich krank?“

„Ich bin nur schwach und müde,“ sagte Bernice matt. „Du weißt, Gilbert, daß ich wochenlang in beständiger Aufregung gelebt habe, und das ist die Reaction. Ich bin ganz erschöpft. Die Kälte und Feuchtigkeit der einsamen Dachkammer im Schlosse scheinen mich sehr angegriffen zu haben, auch hatte ich nicht die rechte Nahrung, meine Kräfte zu erhalten. Ich glaube nicht, daß ich krank bin, Gilbert — ich bin nur müde, wie ich es sagte, und sehr schwach. Ich brauche Ruhe.“

Ihre Augen fielen ermattet wieder zu. Monk blickte ernst drein. Er sah, daß Bernice unter der Reaction ihrer langen Aufregung litt, und daß sie ernstlich, wenn auch nicht gefährlich krank war. Er sah auch ein, daß sie momentan unfähig war, die weite, beschwerliche Reise nach Mawr-Castle zu unternehmen.

„Was ist zu thun?“ fragte er in ängstlich verlegenem Tone. „Soll ich zu einem Arzt schicken, Bernice?“

Die junge Marquise schüttelte verneinend den Kopf.

„Sie braucht nur einen Tag der vollständigsten Ruhe, Wärme und gute Nahrung,“ sagte Mrs. Crowl. „Ich kann sie ebenso gut behandeln, wie ein Arzt, Mr. Monk. Ueber-

lassen Sie sie mir, und sie ist längstens in zwei Tagen im Stande, die Reise nach Wales zu machen."

Da Monk nichts Anderes thun konnte, willigte er zögernd in Mrs. Crowl's Verlangen. Er ging hinunter, um den Wagen abzubestellen und im Comptoir des Gasthauses anzuzeigen, daß er um einige Tage länger bleiben werde. Dann lehrte er in eines von Bernice's Zimmern zurück und beschloß, sich mit Lectüre die Zeit zu vertreiben und sich, so gut es ginge, in die unangenehme Lage zu fügen.

Er setzte sich in einen Lehnstuhl vor dem Kamin und vertiefte sich in seine Zeitungen, während Mrs. Crowl warme Getränke für Bernice bereitete, welche diese sehr bald in einen tiefen, wohlthuenden Schlaf versetzten.

Mrs. Crowl schob sich dann gleichfalls einen Stuhl ziemlich nahe zu Monk hin und setzte sich, unverwandt nach der schönen Schläferin hinüber schauend. Das starke, männliche Gesicht des Weibes verrieth einen fast zärtlichen Ausdruck, als sie Bernice so unverwandt betrachtete.

"Wie lieblich sie ist!" flüsterte Mrs. Crowl. "Sie ist herrlich, strahlend schön und dabei so offen, so ehrlich, so sanft, so harmlos! Ich möchte immer um sie leben, Mr. Monk, und begreife nicht, wie sie es sehen konnten, wie sie sich unter Ihren Augen immer schöner und herrlicher entwickelte, ohne daß Sie sich in sie verliebten."

Monk's Zeitung entfiel seinen Händen und sein Gesicht erglühte in dem Bewußtsein seiner neuen, plötzlich entstandenen Leidenschaft für Bernice.

Mrs. Crowl erkannte seine Leidenschaft und deutete sie richtig.

Sie sah ihn erstaunt und vergnügt an.

"Ei, ich habe nie geahnt, daß Sie Miß Gwyn liebten, Mr. Monk," rief sie aus. "Ich bin entzückt, mein Herr, und hoffe, daß, wenn Sie sie gewinnen, Sie mir gestatten werden, immer um sie zu bleiben. Ich wünsche nichts Anderes, als mein ganzes Leben lang um Miß Gwyn sein zu dürfen."

"Ich weiß nicht, was Miß Gwyn zu einer Heirath mit mir sagen wird," meinte Monk gedankenvoll. "Sie hat mich lieb und vertraut mir, das weiß ich. Sie hat zu Ihnen auch Vertrauen, und Sie könnten dann und wann ein Wort fallen lassen von meiner Verehrung für sie, um sie vorzubereiten, einen etwaigen Heirathsantrag von mir günstig aufzunehmen. Wenn sie mich heirathet, Mrs. Crowl, sollen Sie, so lange Sie leben, bei ihr bleiben und einen schönen Jahresgehalt beziehen."

Da Monk's Absichten und Vorsätze durchaus nicht die edelsten waren, so war er froh, daß seine Bundesgenossin eine solche Vorliebe für Bernice gefaßt hatte und nahm sich vor, dieselbe auszubeuten. Er beschloß, nichts zu thun, um Bernice's Vertrauen zu erschüttern, ihr aber dennoch bei der ersten passenden Gelegenheit zart anzudeuten, daß, obgleich Lord Chetwynd sie vergessen habe, doch noch Einer lebe, der sie anbete und der ihr sein Leben weihen wolle, wenn sie es gestatte.

Diese gewünschte Gelegenheit bot sich ihm erst am Abende.

Die Tagesstunden brachte Monk mit Lesen und mit Spaziergängen zu, wobei er darüber nachsann, in welcher Art er Bernice seine Liebe erklären sollte. In dem Gange des Gasthofes traf er einige Male auf eine alte, ärmlich aussehende Frau in schwarzer Kleidung, aber es kam ihm

nicht die Idee, daß diese Frau die alte Ragen, Bernice's Todfeindin, war.

Das Zimmer der alten Indierin war denen Lady Chetwynd's gerade gegenüber, und Ragen hatte ihre Thüre fast den ganzen Tag halb offen und bewachte die gegenüberliegende Thüre stundenlang unaufhörlich. Sie verließ ihren Posten nur zweimal, und hatte beide Male Monk im Corridor begegnet.

Am Abend, nachdem Monk gespeist hatte, begab er sich zu Bernice. Die Gaslampe brannte in ihrem Zimmer und die Vorhänge waren zugezogen. Das Feuer brannte lustig im Kamine und vor demselben saß Bernice, noch immer bleich, aber mit einem frischeren Ausdruck auf ihrem Gesichte. Sie sah auch kräftiger aus, als am Morgen, und begrüßte Monk lächelnd.

Er war entzückt über diese Veränderung und setzte sich mit leuchtendem Gesichte zu ihr.

"Ich fürchtete, Du wärest schon zu Bette gegangen," sagte er, "und Du bist fast wieder ganz wohl, Bernice. Mrs. Crowl ist ebenso geschickt als Arzt, wie als Pflegerin. Ich bin überzeugt, Du wirst morgen früh im Stande sein, weiter zu reisen."

Mrs. Crowl erschien in Straßenkleidern aus einem Nebenzimmer.

"Ich glaube, wir werden morgen weiter reisen können, Mr. Monk," sagte sie; "und da ich in der Stadt noch einige Einkäufe zu machen habe, so will ich das jetzt thun. Miß Gwyn war nicht so schwach, wie ich fürchtete — ihr Arm ist bedeutend besser, denn die Entzündung ist ganz verschwunden, und sie ist vollkommen reisefähig. Ich habe nicht weit zu gehen, und werde in einer Stunde wieder zurück sein, wenn Miß Gwyn mir gütigst erlauben will, zu gehen."

Bernice gab die Erlaubniß, und Mrs. Crowl ging fort.

Und jetzt war die Gelegenheit gekommen, nach der Monk sich so sehr sehnte, bei welcher er Bernice seine Liebe erklären konnte. Aber wie wollte er es anstellen? Er hatte ihr gesagt, daß sie vor dem Gesetze „todt sei“, und frei von allen ehelichen Banden, und sie hatte ihm geglaubt. Aber er, der die Wahrheit wußte, war dabei nicht ruhig. Er wußte auch, mit welcher reinen und grenzenlosen Liebe Bernice an Chetwynd hing. Wie sollte er also ein Herz gewinnen, das so ganz und gar in einem Anderen lebte.

Er fühlte, daß seine einzige Aussicht auf Bernice's Einwilligung zur Heirath darin lag, wenn er ihr ihre gänzliche Verlassenheit und Vereinsamung so recht vor Augen hielt, ihr Mitleid für ihn einflößte und ihr als letztes Mittel sogar ihre vielen Verpflichtungen für ihn vorhielt. Er wollte ihr edel und großmüthig erscheinen, aber seine selbstsüchtige, gewissenlose Natur mußte sich in seinen Worten ebenso wie in seinen Thaten zeigen.

Während er noch zögerte, wie er seine Mittheilung beginnen sollte, brach Bernice das Schweigen.

"Gilbert," sagte sie zögernd, "ich habe heute während der wenigen Stunden, wo ich wach war, nachgedacht, wie seltsam meine Lage ist. Du sagtest mir, daß, nachdem ich zum Scheine gestorben bin und wirklich begraben wurde, ich aufgehört habe, Lord Chetwynd's Frau zu sein. Du bist sehr gut gegen mich gewesen, Gilbert, Du hast mein Leben zweimal gerettet, hast mir seltene Gelegenheit zur Ausbildung geboten und warst mir ein edler Bruder. Rog wird Sylvia bald heirathen, und ich stehe dann ganz verlassen, ohne irgend

welche Hoffnung für die Zukunft. Ich bin eine schwere Last für Dich und weiß, daß Du arm bist. Ich kann nicht einwilligen, Dir länger zur Last zu fallen."

"Was beabsichtigst Du zu thun?"

"Ich habe kein Interesse mehr an England. Ich möchte irgend wohin gehen, wo ich wenigstens den Schutten eines Anspruches an Jemanden habe. Es ist jetzt April, Gilbert, und Schiffe können bereits bis St. Kilda gelangen. Ich möchte als letzte Günst von Dir erbitten, daß Du mir die Ueberfahrt in meine alte Inselheimath verschaffst."

"Und was willst Du dort thun?"

"Ich werde bei meinen lieben Pflegeeltern sein, Gilbert, sie werden mich mit Freuden zurücknehmen. Ich bin nicht mehr das ausgelassene, lustige, junge Mädchen, als das sie mich kannten, und kann jetzt die Kinder in der Dorfschule unterrichten, die Kranken pflegen, ein nützlichcs Leben führen und mit der Zeit vielleicht zufriedcn werden."

Monk wurde ernst, fast traurig.

"Du hast keine Heimath mehr in St. Kilda, Bernice," sagte er. "Ich weiß nicht, wie ich Dir's eröffnen soll, aber es ist besser, Dir die Wahrheit gleich zu sagen. Mr. und Mrs. Swellan sind im vorigen Monate Beide auf einer Seereise von St. Kilda nach Glasgow ertrunken. Es stand in allen Zeitungen von dem Unglück —"

Erschrocken über die Leichenblässe Bernice's und den verzweifclten Ausdruck ihrer großen, braunen Augen hielt er inne.

"Todt!" sagte sie. "Ertrunken?"

"Ja, Bernice. Es war ein schreckliches Unglück. Das Boot — ein kleiner Dampfer — ging mit Allen, die an Bord waren, in einem furchtbaren Sturme zu Grunde."

"Todt! Ertrunken!" wiederholte die leise, klagende Stimme in dem Unglauben der Verzweiflung. "Todt!"

Bernice bedeckte das Gesicht mit den Händen und blieb regungslos und stumm vor Entsetzen und Verzweiflung.

Monk wagte es nicht, das Schweigen zu brechen. Er hatte Thränen und Wehklagen erwartet, und war erschrocken und ergriffen von der Art, mit welcher Bernice die Unglücksnachricht aufnahm.

Die Minuten vergingen langsam. Endlich erhob Bernice den Kopf und wandte ihm ihr bleiches, schmerzverzogenes Gesicht mit den kummervollen Augen zu. Sie hatte keine Thräne vergossen und Monk zitterte bei dem Anblick eines so tiefen, stummen Schmerzes.

"Jetzt sind sie Alle dahin," sagte sie in gebrochenem Tone. "Arme, arme Eltern!"

Mr. Swellan hatte ein argcs Herzleiden und war auf dem Wege nach Schottland, um einen Arzt zu Rathe zu ziehen," sagte Monk beschwichtigend. "Er hätte doch nicht mehr lange leben können. — Du siehst also, daß Du keine Heimath mehr in St. Kilda finden würdest."

"Habe ich denn irgendwo eine Heimath?" fragte Bernice in gebrochenem Tone. "Ich habe kein Recht auf irgend einen Namen oder eine Heimath! Ich bin nur von Dir abhängig. Ich würde darüber nicht klagen, wenn ich erwarten dürfte, zu Rog zurückzukehren und Dir wenigstens das Geld zurück-erstatton zu können, das Du so großmüthig für mich ausgegeben hast. Aber jetzt darf ich nicht länger abhängig sein von Dir. Wenn ich aufgehört habe, Rog's Gattin zu sein, muß ich auch aufgehört haben, Deine Schwester zu sein. Ich werde Dir nicht länger mehr zur Last fallen."

"Meine arme, kleine Bernice, was kann ich Dir sagen? Du bist nicht abhängig von mir, denn ich gebe Dir mit Freuden Alles, was ich habe. Ich habe Dich vom ersten Augenblicke an, da ich Dich sah, wie ein Bruder geliebt. Es war jene brüderliche Liebe, die mich in die Gruft zu Deinem Sarge führte, um Dich zum letzten Male zu sehen, es war jene Liebe, welche mich nicht an Deinen Tod glauben ließ, selbst als Chetwynd Dich schon für immer aufgegeben hatte. Während der letzten fünfzehn Monate habe ich die Entfaltung Deiner wunderbaren Schönheit mit noch zärtlicherer Liebe beobachtet. Dein Schmerz und Deine Enttäuschungen haben Dich mir noch näher gebracht. Und jetzt, Bernice, liebe ich Dich mit der ganzen Kraft meiner Seele und meines Herzens. Komm' zu mir, Bernice, Du bist nicht allein, so lange ich lebe, komm' zu mir, werde meine Gattin und laß mich der Aufgabe, Dich glücklich zu machen, mein Leben weihen."

Er breitete die Arme nach ihr aus, aber sie wich zitternd zurück.

"Und auch Du?" flüsterte sie. "Ich habe meinen letzten Freund verloren. Ach, jetzt bin ich wirklich allein!"

"Ich verstehe Dich nicht, Bernice."

"Mein Freund hat sich in einen Liebenden verwandelt," sagte Bernice traurig, "ich habe meinen Freund verloren."

"Aber Du hast weit mehr gewonnen als verloren, Bernice," sagte Monk sanft, aber dringend. "Du hast einen Freund gewonnen, der Deinen Kummer theilt und ihn Dir erleichtern will, der sich mit Dir freuen wird, wenn Du Dich freust, der mit Dir weinen wird, wenn Du traurig bist, dem die Welt schöner ist, weil Du darin lebst, der um Deinetwillen immer besser und edler zu werden strebt."

"O, Gilbert, sprich nicht so zu mir! Ich mag das Wort Liebe nicht hören. Rog liebte mich — und vergaß mich so schnell — so schnell! Kaum war ich begraben, wandte er sich seiner alten Liebe zu. Mir ist die sanfte Bezeichnung der Freundschaft lieber, denn ach, ich hielt die Freundschaft für treuer, selbstloser als die Liebe, und nun habe ich mich auch darin getäuscht."

"Bernice, Du solltest Rog keinen Vorwurf machen, daß er Dich so schnell vergaß," entgegnete Gilbert ernst; "er liebte Sylvia lange, ehe er Dich gesehen, und wurde auf dem Sterbebette seiner Mutter mit ihr verlobt. Er heirathete Dich in einem Anfallc des Zornes gegen Sylvia, und ich weiß, daß er Dich liebte und Dir ein treuer Gatte war; aber als Du dem Scheine nach starbst, hast Du sie einander zurückgegeben. Rog empfing seine erste Liebe wie ein liebevolles Vermächtniß von Dir und er glaubt, daß Dein Segen seine zweite Heirath heiligen wird. Er betrachtet Dich wie eine Heilige im Himmel; Sylvia ist sein Engel auf Erden. Ich würde Dich belügen, wollte ich leugnen, daß er Sylvia mit ganzem Herzen liebt. Deine Wiedererstehung vom Grabe wäre ein schrecklicher Schlag für ihn und würde zwei Leben vernichten, denn er und Sylvia gehen ganz in einander auf, und doch, würdest Du erscheinen, und wüßte er, daß die Swellan's todt sind und Du allein in der Welt stehst, er würde Dich aus Pflicht und Ehrgefühl wieder heirathen, ob auch sein und Sylvia's Herz darüber brechen müßte. Möchtest Du zurückkehren, da Du das Alles weißt?"

Bernice stammelte schauernd:

"Nein — o nein!"

"Nach St. Kilda kannst Du nicht zurückkehren, Deine

Pflegeeltern sind tobt, und ich bin der einzige Freund, den Du in der Welt hast. Werde meine Gattin, Bernice, und laß mich Dich in ein fremdes Land führen, wo wir ein neues Leben beginnen können. Bis gestern Abend betrachtete ich Dich wie meine Schwester, aber Deine letzte große Gefahr erweckte in mir das Bewußtsein, daß Du mir die ganze Welt bist. Ich verlange nicht, daß Du mich anders lieben sollst, als eine Schwester, ich verlange nur, für Dich sorgen zu dürfen und zu versuchen, Dich glücklich zu machen."

Monk's Demuth rührte Bernice.

"Ich bitte Dich, Gilbert," flüsterte sie bittend, "sprich mir nicht vom Heirathen. Ich liebe Dich, aber nicht so, wie Du geliebt werden sollst. Und obgleich ich, wie Du sagst, nicht mehr seine Gattin bin, werde ich ihm doch mein Leben lang treu bleiben, wie seine Wittve."

"Ich werde Geduld haben, Bernice. Du wirst mir später einmal eine andere Antwort geben, und ich kann warten. Vergiß meinen Vorschlag, oder wenn Du daran denken magst, so laß Dich von meiner Liebe nicht gegen mich einnehmen."

"Bist Du überzeugt, daß es wirklich Liebe ist, was Du für mich fühlst, Gilbert? Mrs. Crowl sagte mir etwas, ehe Du herein kamst, das mich zum Nachdenken veranlaßte. Ich kenne die Welt nicht, aber Du liebst mich doch sicherlich kein Unrecht begehen. Sie sagte mir, wie gut Du gegen mich gewesen wärest, und wie zartfühlend Du meinen guten Ruf gewahrt hättest, indem Du während meines Aufenthaltes in Mawr-Castle fern bleibst. In Deinem Zartgefühl und in Deiner Achtung für mich hast Du Dir also eine Heimath geraubt. Und sie erinnerte mich auch sehr zart daran, daß ich keinen wirklichen Anspruch an Dich habe, und daß Du in London das ganze Jahr hindurch angestrengt gearbeitet hast, um mich im Luxus leben zu lassen. Gilbert, wenn es nicht um Rog's willen wäre, ich würde Dich lieben, wie Du es verlangst, denn Du warst mir der treueste, beste Freund. Da ich aber Deine Güte nie auf irgend welche Art vergelten kann, so muß ich aufhören, Dir eine Last zu sein. Ich muß mich selbst erhalten, ich muß mir mein Brod verdienen."

"Du! Ei, Du hast ja keinerlei Erfahrung von der Welt."

"Es ist Zeit, daß ich sie mir erwerbe. Du hast mich von der französischen Gouvernante vollständig ausbilden lassen und ich weiß, daß ich vollkommen fähig bin, eine Stelle als Gouvernante anzunehmen. Ich bin noch zu keinem Entschlusse gekommen und konnte natürlich keinen Entschluß fassen, ohne Dich um Rath zu fragen, Gilbert, aber ich muß mir künftighin meinen Unterhalt allein verdienen."

"Ich kann darenin niemals willigen! Ich habe ein Recht, über Dich zu wachen und das Leben zu erhalten, das ich zweimal rettete."

Bernice's Gesicht färbte sich mit tieferem Roth.

"Dann noch eins. Ich spreche nicht gerne davon," stammelte sie, "aber Mrs. Crowl deutete mir an, daß die Welt nicht gut von mir denken würde, wenn ich mich von einem Manne erhalten ließe, an den ich keinen Anspruch habe. Mein, obwohl ich nicht mehr Rog's Gattin bin, werde ich doch, so lange ich lebe, so handeln, als ob ich's wäre. Niemand soll mich verunglimpfen, wenn man auch nicht weiß, was ich ihm einst war. Mir ist nichts mehr geblieben, Gilbert, als meine Selbstachtung, und die muß

ich mir bewahren. Du darfst Mrs. Crowl nicht tabeln. Ich stellte eine Frage an sie, welche diese Antwort erheischte. Um ganz offen mit Dir zu sein, muß ich Dir gestehen, daß meine französische Gouvernante mich wiederholt gefragt hat, wie mir mit einander verwandt wären, und mir sagte, daß, wenn ich nicht Deine Verwandte oder Mündel wäre, ich meines guten Rufes halber Deinen Schutz verlassen müßte. Und deshalb, Gilbert, gehe ich nicht nach Mawr-Castle zurück. Ich verlange als letzten, größten Beweis Deiner Güte nur, mich so lange mit Mrs. Crowl hier in dem Gasthose zu lassen, bis Du mir eine passende Stellung verschaffen kannst."

"Du weißt nicht, was Du sprichst, Bernice. Du kennst die Welt und ihre Schlechtigkeit nicht, Du besitzest eine feltene Schönheit, die Dir als Gouvernante oder sonst im Lebenskampfe nur verhängnißvoll werden kann, und Du bist zu jung, um mit der Welt zu kämpfen. Deine französische Gouvernante hätte etwas Klügeres thun können, als Dir den Kopf mit alten Vorurtheilen erfüllen. Wenn Du reich und mein Mündel gewesen wärest, wäre Dein Aufenthalt in Mawr-Castle also passend gewesen? Weil Du aber nicht reich bist, sollst Du Schutz und Obdach, deren Du in Deiner Freundlosigkeit nur noch mehr bedarfst, verlassen? Bernice, ich werde in diesen kindischen Plan der Selbsterhaltung nicht willigen. Wenn Du nicht meine Gattin werden willst, sollst Du meine Schwester und Mündel sein, aber ich lasse Dich nicht von mir. Mit der Zeit wirst Du doch noch einwilligen, meine Gattin zu werden."

"Und weil Du diese Hoffnung nie aufgeben wirst, so lange ich bei Dir bleibe, darum muß ich Dich erst recht verlassen," sagte Bernice traurig. "Ich danke Dir noch einmal für all' Deine Güte, Gilbert, aber bei Dir bleiben kann ich nicht, so lange Du Dich mit dem Gedanken trägst, mein Gatte zu werden."

"Du bist aufgeregt, Bernice," sagte Monk, "daher lassen wir alle derartigen Erörterungen für ein anderes Mal. Ich würde Dir jetzt lieber rathen, zur Ruhe zu gehen."

Er stand auf, ergriff ihre Hand und fühlte ihr den Puls. Er schlug mit fieberhafter Schnelle und Heftigkeit. Er fürchtete, sie durch weiteren Widerspruch nur aufzuregen und zu reizen, und sagte daher nichts weiter, sondern verließ nach einigen Trostesworten über den Verlust ihrer Pflegeeltern das Zimmer. Halb ärgerlich über sich, daß er mit seiner Erklärung nicht bis nach Lord Chetwynd's Heirath mit Sylvia gewartet hatte, ging er auf die Straße hinab.

"Ich will mein Böglein nicht verschrecken, indem ich mich gar zu hastig zeige, es zu fangen," dachte er. "Ich hätte noch warten sollen, und muß in Zukunft noch vorsichtiger sein. Die französische Gouvernante wollen wir aber gleich entlassen für ihre überflüssigen Lehren von der Schlichtheit."

Als Bernice allein war, kehrten ihre Gedanken zu ihren Pflegeeltern zurück, und ein lindernder Thränenstrom brachte ihr Erleichterung.

Sie weinte lange und heftig, und lag endlich ganz erschöpft von ihrem Schmerze in dem Fauteuil. Wie sie so dalag, öffnete sich leise die Thüre, und ein altes Weib mit schwarzem Kleide, eben solcher Haube und dicht verschleiert, trat langsam und verstohlen herein, und schloß die Thüre hinter sich wieder. Dieses Weib war die alte Nagen.

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Die Verkleidung der alten Ragen war sehr vollkommen, da kein Zug ihres wirklichen Wesens sichtbar war, und Bernice konnte daher in derselben unmöglich ihre Todfeindin erkennen. Es mußte also irgend ein geheimer Instinkt sein, welcher die junge Lady Chetwynd vor drohender Gefahr warnte, oder vielleicht erregte eben ihre Schwäche und Schutzlosigkeit das Gefühl der Angst plötzlich in ihr. Was immer nun die Ursache war, sie stand rasch und schweigend auf und trat einige Schritte gegen die Thür ihres anstoßenden Schlafzimmers zurück, ihre großen, braunen Augen weit geöffnet, in ihrem bleichen Gesichte den Ausdruck heftigen Schreckens.

„Das ist ein Privatzimmer, Madame,“ sagte sie, mit einer Geberde gegen die Thür und bemüht, ruhig zu sprechen.

Die verkleidete Aja trat einen Schritt näher und ein Etwas in ihren tagenartigen Bewegungen erinnerte Bernice an die Indierin. Die junge Marquise trat noch einen Schritt weiter zurück.

„Wenn Sie sich nicht augenblicklich entfernen,“ sagte sie, „werde ich läuten.“

Die Aja suchte in ihrer Tasche und zog ein schmutziges Papier heraus, auf dem einige Worte geschrieben standen. Das Papier sollte unzweifelhaft einen Bettelbrief vorstellen, und Ragen schien für eine jener Bettlerinnen gelten zu wollen, die sich in die Gasthöfe drängen, um dort ihre Beute zu machen. Das alte Weib trug Handschuhe, aber ihr Shawl verschob sich, und ließ einen Streifen der schwarzbraunen Haut über dem Handgelenke sehen.

Wie mit Blitzesschnelle durchsuchte Bernice ein Verdacht, und sie erkannte die alte Ragen trotz ihrer Verkleidung.

Es bedurfte ihrer ganzen Selbstbeherrschung, um ihre plötzliche Entdeckung nicht zu verrathen und äußerlich ihre Ruhe zu bewahren. Sie fürchtete sich so sehr, daß sie es nicht wagte, dem alten Weibe zu zeigen, daß sie erkannt wäre.

„Was wollen Sie?“ fragte sie. „Ich will Ihr Papier nicht sehen. Sprechen Sie!“

Die alte Aja machte einige Zeichen, um anzudeuten, daß sie stumm sei. Dann trat sie, ihr Papier ausbreitend, auf die junge Lady Chetwynd zu und Bernice's scharfe Augen erhaschten das Blinken einer Glasphiole in der Hand der Ragen.

Bernice hatte eine entsetzliche Angst vor derselben. Sie wußte, daß dieses Weib ihr in der Absicht, sie zu tödten, nach London gefolgt war. Und in dem Augenblicke, als Ragen sich ihr mit dem auseinandergefalteten Papier näherte, sprang Bernice in ihr Schlafzimmer zurück, schloß die Thür und riegelte dieselbe hinter sich fest zu.

Diese Handlung verrieth der Aja, daß sie erkannt worden sei.

Sie flüsterte in ihrer Muttersprache einen Fluch und näherte sich dann Bernice's Thür, als wollte sie dieselbe erbrechen; aber ihr Scharfsinn sagte ihr, daß sie nichts thun könne, daß Bernice nur zu läuten brauche, um die ganze Dienerschaft zu ihrer Hilfe herbeizurufen, und daß ihr, da sie erkannt war, nichts Anderes übrig bleibe, als sich zurückzuziehen.

Sie ging daher augenblicklich auf ihr Zimmer und ließ die Thür desselben halb offen.

Raum hatte sie sich so verborgen, als sie ein Rauschen im Corridor hörte und gleich darauf Mrs. Crowl erblickte, welche, mit Packeten beladen, in Lady Chetwynd's Zimmer eintrat.

„Nun, ich bin noch glücklich entwischt,“ murmelte die Alte, „aber die Lady ist scharfsinnig wie ein Bluthund. Wie konnte sie mich unter dieser Verkleidung erkennen? Wäre ich nur nahe genug gewesen, sie hätte nie und nimmer sagen können, wer bei ihr gewesen war. Es giebt genug Arten, wie ich sie tödten könnte, aber sie würden eine Untersuchung herbeiführen und die Wahrheit könnte herauskommen, daß sie Lady Chetwynd ist. Nein, ich beabsichtige, sie so zu verwickeln, daß nichts geäußert werden kann, was meiner Herrin Heirath mit Lord Chetwynd hinderlich wäre. Sie soll mit ihrer Schönheit zugleich verschwinden.“

Ein häßliches Lachen ertönte nach diesen Worten von den Rippen des alten Weibes.

Nach einigen Minuten kam Mrs. Crowl aus dem Zimmer Bernice's und schaute den Gang auf und ab, als wollte sie den Besuch ausfindig machen, der ihre Herrin gestört, dann ging sie wieder zu Lady Chetwynd hinein, und die Aja hörte, wie sie die Thüre zweimal verschloß.

Es wurde kein Diener gerufen, kein Lärm gemacht, keine Aufregung erzeugt. Es war offenbar, daß Bernice die Geschichte von dem drohenden Besuche, den sie eben gehabt hatte, nicht laut werden lassen wollte.

„Sie ist weise in ihrer Vorsicht,“ dachte die alte Indierin. „Wenn sie keinen Lärm macht, wird Niemand fragen, wer sie ist, noch sich erkundigen, warum sie einen Feind haben sollte. O, sie ist gar zu klug!“

Wohl hatte Bernice Mrs. Crowl von ihrem unheimlichen Besuche gesagt, aber Beide vermutheten, daß die Indierin das Haus verlassen habe, und sie hielten es nicht für klug, einen unnützen Lärm zu schlagen.

Die verschiedenen Aufregungen des Abends hatten sich für Bernice als zu viel erwiesen, und sie ging sogleich zu Bette. Mrs. Crowl blieb noch auf, um Monk von dem Besuche der alten Indierin zu erzählen.

Gilbert kam nach Hause und ging an der Thüre vorbei, um auf sein Zimmer zu gehen, als Mrs. Crowl seinen Schritt erkannte und ihn in das Sprechzimmer rief. Sie erzählte ihm von Ragen's Besuch und er lauschte voll Entsetzen und Erstaunen.

„Es scheint also,“ sagte Monk, „daß die alte Hexe Bernice's angenommenen Namen entdeckt hat. Sie muß uns von Castbourne bis in den Gasthof her verfolgt haben. Sie beabsichtigt, Bernice zu tödten, wir müssen sie daher sorgfältigst bewachen. Wir wollen London morgen früh verlassen, und müssen uns bemühen, die alte Hexe von unserer Spur abzulenken. Wenn sie einmal den Weg nach Mawr-Castle entdeckt hätte, wäre Bernice keinen Augenblick mehr ihres Lebens sicher. Sie würde einmal ganz unerwartet dafelbst erscheinen und Bernice umbringen. Das ist eine böse Geschichte, welche mich unruhig und ängstlich macht.“

Er ging in einer Verstimmung, die er nicht abschütteln konnte, auf sein Zimmer.

Inzwischen war Bernice in ihrem Schlafzimmer allein, schlief jedoch nicht. Sie dachte nach und wiederholte sich alle Einzelheiten ihres kurzen Lebens. Sie stellte sich ihre Ver-

lassenheit vor, und dennoch scheute sie davor zurück, länger in Abhängigkeit von Gilbert Monk zu leben, jetzt, wo er als Lohn für seine Sorgfalt ihre Hand erwartete.

Schon vor Tagesanbruch war sie auf und angekleidet. Mrs. Crowl war in der Nacht nicht bei ihr gewesen und schlief jetzt fest in einem Zimmer auf der andern Seite. Bernice trug ihren Reiseanzug — ihre Reisetasche war von Mrs. Crowl bereits gepackt worden — setzte ihren Hut auf und trat dann an's Fenster, den Geldvorrath in ihrer Börse überzählend.

Gilbert Monk hatte sie in dem vergangenen Jahre freigebig mit Taschengeld für kleine Bedürfnisse versehen. Er hatte ihr weit mehr gegeben, als sie gebraucht, und der ersparte Ueberschuß sollte ihr jetzt zu Gute kommen. Nach sorgfältiger Zählung sah sie, daß sie fünfzehn Pfund im Besitz hatte.

Diese kleine Summe erschien Bernice wie ein Vermögen. Sie steckte die Brieftasche mit der Baarschaft in die Brust und knöpfte Kleid und Jacke darüber zu. Dann hüllte sie sich in ihren Shawl und zog den dichten grauen Schleier über's Gesicht. Sie war vollständig zum Ausbruche bereit und fand fast eine Erleichterung in dem Gedanken, mit der Welt um ihr tägliches Brod zu kämpfen.

Sie wartete ein wenig, bis es auf der Straße unten etwas belebt wurde, dann nahm sie ihre Reisetasche zur Hand und schlich zitternd in das Sprechzimmer.

Sie hörte Mrs. Crowl tief und schwer athmen und ging lautlos in den Corridor hinaus. Gilbert Monk schlief in seinem Zimmer und die alte Nagen in dem ihrigen, Beide nicht ahnend, daß ihnen ihr Opfer entschlüpfe.

Bernice glitt unbemerkt die Stiege hinab. In der unteren Thorhalle blieb sie stehen — das kleine Ausgangsthor war offen, und ein Knabe scheuerte eben die Treppen. Als Bernice erschien, ging er auf die Straße hinaus, um mit einem benachbarten Ladenjungen zu sprechen, und Lady Chetwynd gelangte unbehelligt in's Freie.

Bernice hatte noch keinen eigentlichen Plan, als sie dem Schutze Gilbert Monk's und Mrs. Crowl's entfloß. Sie kannte Niemanden in London, sie ahnte nichts von der Schlechtigkeit, die überall in der großen Hauptstadt auf der Lauer lag, in ihrer Unschuld und Unerfahrenheit fühlte sie sich in London gerade so sicher als auf St. Kilba. Sie hatte Geld und glaubte in ihrer Unerfahrenheit, dadurch in dem großen Häusermeer leicht eine Heimath finden zu können.

Wie sie aber das gewünschte Heim finden sollte, das mußte sie noch nicht. Sie ging langsam durch den grauen Morgen die Straße entlang. Die Verkaufsläden wurden geöffnet; Fenster und Schwellen derselben geschauert; das war Bernice Alles neu, es erschien ihr wie eine neue Welt. Die Ladenmädchen, welche in ärmlicher, doch recht netter und reinlicher Kleidung ihren verschiedenen Bestimmungsorten zuwandelten, waren für Bernice merkwürdige Erscheinungen. Diese Frauenzimmer lebten in ihrer eigenen mühevollen, arbeitsreichen Welt, und in diese Welt war Bernice jetzt eingetreten.

Es war ein sehr weiter Weg, den Bernice zurückgelegt, als sie sich endlich so ermüdet fühlte, daß sie sich nach einem Ruheplatz sehnte, wo sie sich setzen konnte.

Sie fand denselben endlich auf der Treppe eines Kuchenbäckerladens, in dessen Schaufenster große Kuchen appetitlich in Reihen geordnet standen. In diesem Laden nahmen viele von den armen Frauenzimmern, die so frühe an ihr Tageswerk gehen mußten, ein einfaches Frühstück; denn hinter einem großen, mit vielerlei Kuchen bedeckten Ladentische standen mehrere kleine Tische mit Stühlen, an denen Kaffee und Gebäck eingenommen werden konnte.

Sobald Bernice diese Entdeckung gemacht hatte, trat sie in den Laden, setzte sich an einen dieser Tische und bestellte sich ein Frühstück, das ihr bald gebracht wurde.

Sie saß lange bei ihrem Kaffee, um nachzudenken und sich auszuruhen; aber als man endlich anfang, sie im Laden neugierig anzuschauen, stand sie auf, bezahlte ihre Zechen und ging wieder auf die Straße hinaus.

Ein Omnibus fuhr in diesem Augenblicke vorbei. Der Kutscher deutete ihren Blick als ein Zeichen, und blieb stehen. Bernice zögerte einen Augenblick und stieg dann ein.

Bernice war nie zuvor in ihrem Leben in einem Omnibus gefahren und kümmerte sich auch gar nicht um die übrigen Mitfahrenden, sondern schaute unverwandt aus dem Fenster in die menschenfüllen Straßen hinaus. Traurige Gefühle bemächtigten sich ihrer, als sie der Zeit gedachte, wo sie auf ihrer Hochzeitsreise mit Lord Chetwynd durch die Straßen Londons gefahren war.

Sie blieb lange in dem Wagen, der einen weiten Weg zurücklegte; aber als er endlich stille hielt und Bernice aussteigen mußte, fürchtete sie, von Gilbert Monk noch immer nicht weit genug entfernt zu sein und stieg in einen anderen Omnibus, der sie bis an's Ende einer entlegenen Vorstadt brachte. Dasselbst angelangt, stieg Bernice aus und ging mit ihrer Reisetasche in der Hand langsam zu Fuß weiter.

Niemand schien sie zu bemerken. Die wenigen Leute, welche ihr begegneten, waren in ihre eigenen Geschäfte so vertieft, daß sie der müden, jungen Wanderin kaum einen flüchtigen Blick zuwarfen.

„Es ist Zeit, daß ich mich nach einer Wohnung umsehe,“ dachte Bernice, die sich ungemein schwach und verlassen fühlte. „Ich muß mich gleich darum bemühen, denn es wäre schrecklich, wenn der Tag verginge und die Nacht mich obdachlos fände.“

Aber diese Aufgabe war nicht so leicht, als sie Bernice schien.

Es waren an vielen Häusern Zettel angebracht mit der Ueberschrift: „Zimmer zu vermieten,“ aber diese Häuser sahen meist so schmutzig und vernachlässigt, die Leute, die daselbst aus- und eingingen, so roh und gemein aus, daß Bernice sich nicht entschließen konnte, in einem derselben eine Unterkunft zu suchen.

(Fortsetzung folgt.)

Eleanor.

Roman von Mary Dobson.

(Fortsetzung.)

„Wir sprachen von Dir,“ entgegnete mit einem eigen-
thümlichen Lächeln, zu gleicher Zeit zu ihm ausblickend, seine
Gattin.

Sir Richard hatte gewiß diese Antwort nicht erwartet;
er wandte sich dem Arzte wieder zu und fragte:

„Noch keine Veränderung, Doctor?“

„Nein, ihr Puls schlägt kaum merklich, und wir können
ihr nicht das geringste Stärkungsmittel einflößen. Sie müssen
Geduld haben, Sir Richard; es ist, wie ich Ihnen gesagt
habe, ein sehr ernster Fall!“

Während dieser Unterredung hatte Archibald Hope un-
beachtet im Hintergrund gestanden und mit tiefem Schmerz
die regungslose Gestalt betrachtet, die auch in seinen Augen
schon einer Leiche glich. Sich ihr nahes Ende als möglich
vorstellend, fühlte er, wie unaussprechlich theuer sie ihm war,
und wie er Alles in der Welt darum geben möchte, hätte er
an ihrem Lager ihr Erwachen zum Leben erwarten können.
Seine Augen unverwandt auf das geliebte Mädchen geheftet,
hörte er endlich den zweiten Arzt, der bis dahin am Tische
geschrieben, zu dem Baronet sagen:

„Haben Sie eine sorgsame Pflegerin, Sir Richard, der
Sie Ihre Tochter vertrauensvoll übergeben können?“

„Ich werde sie pflegen!“ entgegnete entschieden Lady
Kelydale.

„Wenn ich gleichfalls meine Hilfe anbieten darf —“ be-
merkte Mrs. Edwards.

„Sie mögen mir beistehen, wenn ich ermüden sollte.
Jetzt aber bedarf ich Ihrer nicht, und je weniger Personen
hier anwesend sind, desto besser ist es für Miß Kelydale.“

Die treue, langjährige Dienerin verstand diesen Wink
nur zu wohl und zog sich langsam und traurig zurück, indes
Sir Richard zu seiner Gattin sagte:

„Du sollst nicht allein bei Elley wachen, ich gebe es
nicht zu, denn mit Deiner unerträglichen Aufregung und Un-
ruhe wirst Du sie umbringen. Ich will ebenfalls hier bleiben
und sehen, wie es in der Nacht wird!“

Offenbar mit dieser Entscheidung nicht einverstanden,
blickten sich die Aerzte rathlos an, als Archibald Hope näher
trat mit der Bemerkung:

„Agnes Prayse würde gewiß ebenfalls gern kommen,
und die Nacht bei Miß Kelydale wachen. Wenn Sie wollen,
Sir Richard, will ich sie benachrichtigen.“

„Ich will ebensowenig Miß Prayse hier haben,“ sprach
heftig Lady Kelydale, „sondern Eleanor allein pflegen, was
ihr auch gewiß am liebsten sein wird. Später mag Miß
Prayse kommen, allein ich will diese Nacht hier keine fremden
Menschen haben, die nur Störung bereiten!“

„Dennoch könnten Sie mehr Hilfe gebrauchen, Lady
Kelydale — —“

Diese war im Begriff, eine heftige Antwort zu geben,
als ihr Gatte ihr zuvorkam und sagte:

„Gehen Sie, lieber Mr. Hope, es mag auch ebenso gut
sein, Lady Kelydale allein zu lassen. Ich weiß aus Erfah-
rung, daß sie eine gute Krankenpflegerin ist.“

Archibald Hope sah ein, daß es gerathen sei, Mrs. Ed-
wards Beispiel zu folgen und die Familie allein zu lassen,
obchon er so gern in Over Court geblieben wäre, um gleich
jede Veränderung in Miß Kelydale's Zustand zu erfahren.
Noch einen schmerzlichen Blick auf das bleiche Antlitz heftend,
sagte er zu dem Baronet:

„Ich werde früh am Morgen wiederkommen, Sir
Richard. Sollten Sie jedoch vorher Hilfe brauchen und Miß
Prayse —“

„Ich werde Miß Prayse holen lassen,“ sagte Lady Ke-
lydale mit scharfer, heiserer Stimme.

Nach einem kurzen Gruß entfernte sich mit schwerem
Herzen der junge Mann.

Als er die Halle betrat, fand er daselbst Mrs. Edwards,
welche offenbar auf ihn gewartet hatte und hastig und halb-
laut zu ihm sagte:

„Als ich das Zimmer verließ, hörte ich, daß Sie vor-
schlugen, Miß Prayse zu holen. Sagen Sie ihr auf alle
Fälle, daß sie kommt, Mr. Hope! Sir William's Enkelin
darf Lady Kelydale nicht allein überlassen bleiben!“

„Weshalb nicht, Mrs. Edwards?“ fragte gespannt der
junge Mann.

Diese blickte sich forschend nach allen Seiten um und
sagte dann flüsternd:

„Weil Lady Kelydale sie haßt, und Miß Eleanor nicht
sicher in ihren Händen ist!“

Sechstes Kapitel.

In großer Besorgniß.

„Lady Kelydale haßt sie!“ diese Worte tönten unauf-
hörlich in Archibald's Ohren wieder, als er mit schnellen
Schritten dem Verwalterhause zuzuging. Dennoch konnte er
ihnen kaum Glauben schenken, sondern schrieb sie der großen
Abneigung zu, die augenscheinlich die alte Dienerin gegen
die neue Gebieterin empfand.

Weshalb auch sollte Lady Kelydale ihre Stieftochter
hassen, die ebenso aufopfernde wie uneigennütige Eleanor?
Und wie konnte diese von ihr zu fürchten haben, in dem
Grade zu fürchten haben, daß sie, krank und hilflos, in ihren
Händen nicht sicher sei? Nach Allem, was er von der zwar
sehr sonderbaren und ihm unbegreiflichen Frau gesehen,
glaubte er im Gegentheil, daß sie zu ihrer schönen Stief-
tochter eine Art Zuneigung empfand und dieser zürnte, weil
sie ihre Liebe unerwidert ließ.

Als er in der Abenddämmerung dahin schritt, in der
unnennbaren Angst um Miß Kelydale, die Worte der treuen

Mrs. Edwards erwägend, wurden diese ihm jedoch immer wahrscheinlicher, und er beschloß, ebenfalls so viel er konnte über die Kranke zu wachen.

Ungewöhnlich aufgeregt, betrat er das freundliche Wohnzimmer in Mr. Prayse's Hause, wo er die kleine Familie versammelt fand, und ehe diese, seine Aufregung bemerkend, nach der Ursache derselben fragten, erzählte er das plötzliche Ereigniß, welches das Herrenhaus in Unruhe versetzt.

Während der Verwalter und seine Gattin sich theilnehmend nach den Einzelheiten dieses traurigen Falles erkundigten, fragte ihre Tochter:

„Ich möchte wohl nach Awer Court gehen, wenn ich nur wüßte, ob Lady Relydale meine Dienste annimmt?“

„Ja, gehen Sie, Agnes,“ entgegnete ihr schnell der junge Mann, „damit sie, wenn sie aus ihrer Ohnmacht erwacht, in ein ihr liebes, befreundetes Angesicht blickt, und nicht in das ihr weniger vertraute ihrer Stiefmutter!“

„Gehe, Kind, und bleibe bei Miß Relydale, wenn es auch einige Tage sein sollten. Obgleich Deine Mutter und ich ebenfalls leidend sind, werden wir so lange ohne Dich fertig werden.“

Miß Prayse verließ nach diesen Worten ihres Vaters das Zimmer, und kehrte bald darauf zu dem kurzen Wege gerüstet zurück.

„Ich begleite Sie nach Awer Court, Miß Prayse,“ sagte Archibald, nach seinem Gute greifend, „da ich wissen möchte, wie es jetzt um die Kranke steht.“

Fast ebenso schnell, wie er gekommen, eilte Archibald Hope mit seiner Begleiterin nach dem alten Herrenhause zurück. Die wenigen Worte, welche sie wechselten, betrafen Miß Relydale, und als sie endlich die Terrasse erreichten, sprach der junge Mann mit bewegter Stimme:

„Agnes, versprechen Sie mir, Awer Court nur zu verlassen, wenn Miß Relydale es besonders wünscht! Beachten Sie dagegen nicht, was auch ihre Stiefmutter in Bezug auf Ihre Anwesenheit sagen sollte!“

„Sie setzen doch kein Mißtrauen in Lady Relydale, Archibald?“

„Das eben nicht, doch ist sie nach meiner Ueberzeugung keine Gesellschafterin und Pflegerin für eine Kranke, deren Nerven durch die letzten Ereignisse so erschüttert sind.“

„Ich will thun, was in meinen Kräften steht — —“

„Das genügt mir, Agnes, und Sie werden sich überzeugen, daß meine Worte nicht ohne Grund waren. Gute Nacht also, denn ich hoffe, Sie kommen diesen Abend nicht nach Hause.“

„Ich bleibe so lange ich irgend kann! Gute Nacht, Archibald!“

Hier trennten sie sich; Miß Prayse, um vor allen Dingen die Haushälterin aufzusuchen, während der junge Mann noch auf der Terrasse blieb in der Hoffnung, irgend einen der Diener zu sehen und zu sprechen.

Zu seiner Freude erschien bald Job Fritton auf der Terrasse, der wahrscheinlich seine Fußstritte verronnen hatte, denn er blickte sich nach allen Seiten um.

„Es freut mich, daß ich Euch hier treffe, Job!“ sprach Archibald, ihm entgegen tretend. „Wie geht es Miß Relydale? Ist in ihrem Zustande eine Aenderung eingetreten?“

„Sie ist aus ihrer Ohnmacht erwacht,“ entgegnete mürrisch der alte Diener, „und die Aerzte haben befohlen, sie so ruhig wie möglich zu halten!“

„Gott sei Dank, daß sie so schnell ihre Besinnung wiedererlangt hat! Ohne Zweifel ist die schnelle Reise an Allem Schuld!“

„Das hätten Sie früher bedenken sollen, Sir!“ erwiderte der unfreundliche Alte.

„Meine Schuld ist's nicht, Job, Miß Relydale eilte nach Hause!“

„Sie hat in diesem Sommer zu viel Aufregung gehabt, endlich haben ihre Kräfte sie verlassen! Ich möchte eben nicht, daß sie so bald schon ihren Vater verläßt!“

„Sie wird mit Gottes Hilfe genesen, Job! Ihr sagt doch selbst, daß sie besser ist!“

„So lange sie lebt und um ihn ist,“ fuhr Job, den Gedanken an Sir Richard verfolgend, fort, „wird Alles wohl gut gehen, verläßt sie ihn jedoch einmal, so weiß ich nicht, wie es mit ihm werden wird!“

„Noch lebt sie, Job, und bei guter Pflege wird sie am Leben bleiben! — Aber Ihr habt mir eine erfreuliche Nachricht mitgetheilt, es ist daher billig, daß ich desgleichen thue. So will ich Euch denn sagen, daß Sir William Euch fünf- hundert Pfund in seinem Testament hinterlassen hat!“

Obgleich diese Mittheilung dem wunderlichen Alten eine sehr große Freude bereitete, äußerte er diese jedoch nicht, sondern meinte mit unveränderter Miene:

„Wie haben Sie das erfahren, Sir?“

„Ich? Sir William hat mich zu seinem Testamentsvollstrecker ernannt!“

„Byndert mich nicht, da er in der letzten Zeit so viel aus Ihnen machte! Aber wissen möchte ich doch, was er an Ihnen gefunden hat!“

Während er diese Worte sprach, betrachtete er beim Lichtscheine, der den Fenstern des Speisesaales entströmte, den jungen Mann vom Scheitel bis zur Sohle.

Archibald Hope wußte nur zu gut, daß er kein Liebling des Greises war, und zürnte ihm deshalb nicht. Er ehrte dagegen seine unbegrenzte Anhänglichkeit an Alle, die den Namen Relydale trugen.

„Job,“ sagte er daher, ganz nahe zu ihm tretend, „als Sir William mich zu seinem Testamentsvollstrecker ernannte, hat er mir gleichfalls aufgetragen, über die Sicherheit seiner Enkelin, die ihm, wie Ihr wißt, das Liebste auf Erden war, zu wachen. Ich kann nicht in Awer Court bleiben, bitte aber Euch, sobald Ihr etwas seht, das Euren Argwohn erregt, zu mir zu kommen! Gute Nacht!“

Ohne eine Antwort abzuwarten, entfernte sich der junge Mann und war bald im Abendbunkel verschwunden.

Eine Weile blickte ihm der alte Diener ganz erstaunt nach, dann zuckte er die Achseln, schüttelte bedenklich das graue Haupt und ging, so rasch er vermochte, dem Herrenhause zu.

Siebentes Kapitel.

Lady Relydale's Befürchtungen.

Eleanor Relydale war wirklich aus ihrer tiefen Ohnmacht zum Leben erwacht, allein sie war noch sehr schwach und die Aerzte hatten befohlen, daß sie vor dem folgenden Morgen nicht nach ihrem Zimmer gebracht werden solle; der ältere derselben blieb sogar in Awer Court, um im Fall einer

zweiten Ohnmacht gleich zur Hand zu sein, zugleich aber auch, weil der Zustand des jungen Mädchens gefährlicher war, als bis jetzt noch die Eltern wußten. Er und Sir Richard nahmen allein ihr spätes Mahl in dem großen Speisesaal des Herrenhauses ein; Letzterer aber war ein wenig aufmerksamer Wirth, denn er hatte über das Testament seines Vaters und über die Krankheit seiner Tochter zu grübeln.

Als nach der Tafel sein Gast in die Bibliothek gegangen, die ihm zur Verfügung gestellt war, begab er sich wiederum in's Wohnzimmer, da wirkliche Sorge um sein einziges Kind ihn nicht lange an einer Stelle verweilen ließ.

Er fand die Kranke auf dem Ruhebett, welches dem Feuer nahe gerückt war, indeß Lady Kelydale in geringer Entfernung von ihr saß, und emsig beschäftigt war, den Inhalt eines großen altmodischen Arbeitsbeutels zu prüfen, den sie in ihren Schoß geschüttet hatte.

„Nun, Elley, was machst Du?“ sagte er, sich seiner Tochter eben nicht allzu leise nähernd, die zwar noch sehr krank und bleich aussah, ihm jedoch freundlich lächelnd entgegenblickte.

Lady Kelydale sah von ihrer anscheinend anziehenden Beschäftigung auf, winkte ihrem Gemahl mit der Hand und sagte:

„Du sprichst so laut, Richard! Die Aerzte haben unbedingt Ruhe anempfohlen!“

„Lassen Sie meinen Vater doch sprechen, seine Stimme stört mich nicht,“ erwiderte Eleanor in leisem Tone.

„Bist Du besser, Elley?“ fragte er mit gedämpfterer Stimme, besorgt das schöne, blasse Antlitz betrachtend.

Sie nickte bejahend, enthielt sich jedoch des weiteren Sprechens.

„Das ist mir lieb, Kind! Ich sagte es wohl, daß Du morgen wieder die Alte sein würdest.“

Nach diesen Worten steckte er die Hände in die Taschen und streckte beide Beine aus, wobei er so heftig gegen die eiserne Einfassung des Kamins stieß, daß seine kranke Tochter zusammenzuckte und einige Sekunden die Augen schloß.

„Willst Du nicht lieber in der Bibliothek bleiben, Richard?“ fragte Lady Kelydale, auf die Leidende blickend.

„Ich fürchte, Du wirst Eleanor stören —“

„Da ist der Doctor mit dem Leichengesicht — nein, hier will ich bleiben und nachdenken, denn ich muß über Vieles nachdenken, das sage ich Dir!“

„Ist's etwa mit dem Testament Deines Vaters nicht richtig?“ fragte sie, und ihre scharfe Stimme klang heiserer denn je.

„Nicht richtig? Ungerecht ist's, sage ich Dir, daß — — Kerl, wie darfst Du so eintreten? Weißt Du nicht, daß Du klopfen mußt?“

Diese Worte galten einem Diener, der leise das Zimmer betreten und an der Thür stehen bleibend, sagte:

„Ich habe geklopft, Sir Richard, doch nur leise, weil ich Miß Kelydale nicht stören wollte.“

„Das mag sein! Was willst Du hier?“

„Miß Prayse ist gekommen, Sir —“

„Sagen Sie ihr, daß Miß Kelydale sich besser befindet!“ gebot die scharfe Stimme der Lady.

„Ich möchte Agnes Prayse sehen,“ sprach Eleanor.

„Wozu?“ entgegnete ihre Stiefmutter, „damit sie Dich unnöthig aufregt, indeß Du doch der Ruhe so sehr bedarfst? Laß sie morgen wiederkommen —“

„Ich will Miß Prayse jetzt gleich sehen,“ sagte Eleanor zu dem Diener, der sogleich verschwand.

„Die Anwesenheit Agnes Prayse's regt mich nicht auf,“ wandte sie sich dann zu Lady Kelydale hinzu, „sie ist sanft und ruhig und ihr Gesicht mir lieb und vertraut.“

„Das ist ebenso eigensinnig wie unvernünftig von Dir gehandelt, und ganz gegen den Befehl Deiner Aerzte —“

„Schweig!“ gebot Sir Richard mit sehr lauter Stimme, denn er hatte diesmal das Klopfen vernommen. Und als gleich darauf die Tochter seines Verwalters eintrat, sprach er, ihr entgegengehend:

„Seien Sie willkommen, meine liebe Miß Prayse! Sie sind sehr freundlich, sich so spät noch nach unserer Elley umzusehen, auch Lady Kelydale meinte das, als James Sie meldete.“

Diese aber würdigte das junge Mädchen keines Blickes, packte schnell die verschiedenen Gegenstände, die auf ihrem Schoß lagen, in ihren Beutel, faßte ihn mit beiden Händen und verließ, Miß Prayse steif und förmlich grüßend, das Zimmer.

Diese trat dann an das Sopha, und die Hand der Kranken ergreifend, blickte sie dieselbe theilnehmend und forschend an.

„Ich fühle mich besser und kräftiger, Agnes,“ sagte leise die junge reiche Erbin, „schon Ihre Gegenwart würde mich, glaube ich, gesund machen. Wie lange haben wir uns nicht gesehen, und welche Veränderungen sind seitdem vorgegangen!“

Agnes Prayse fand nicht sogleich eine Antwort auf diese Worte, auch hätte sie dieselbe kaum mit ruhiger Stimme ertheilen können, denn der Anblick der bleichen, kranken Eleanor hatte sie tief ergriffen, und es lag in ihrem Antlitz ein Zug und ein Ausdruck, der sie im höchsten Grade beunruhigte, und nur mit Mühe gelang es ihr, diese Unruhe zu verbergen.

Zu ihrer Erleichterung kam Sir Richard ihren Worten zuvor, der sich erhebend sagte:

„Ihr Mädchen seid gewiß lieber allein und habt am Ende gar von Dingen zu reden, die nicht gerade der Vater hören soll! Ich gehe daher; heitern Sie Elley aber auf, Miß Prayse, daß sie wieder lacht und fröhlich ist! Ihr fehlt nur Aufheiterung und Zerstreuung, sie hat zu lange einsam und allein bei dem alten Manne gelebt. Sobald sie gänzlich hergestellt ist, wollen wir hier ein neues, lustiges Leben beginnen.“

Laut und lärmend wie immer entfernte sich der Baronet und ging zuerst nach dem Bibliothekzimmer, wo er den Arzt schreibend antraf.

„Wie geht es Miß Kelydale?“ fragte dieser, von seiner Arbeit aufblickend.

„Besser! Ich sagte es Ihnen wohl, daß Sie Alle viel zu ängstlich um eine Ohnmacht gewesen sind!“

„Es ist dennoch ein sehr ernstlicher, gefährlicher Fall, Sir Richard, und ich stehe auch für nichts ein! Allerdings ist eine günstige Wendung im Befinden Ihrer Tochter eingetreten, doch wird sie längere Zeit der größten Pflege und Ruhe bedürfen!“

Dies Gespräch mochte Sir Richard nicht zusagen, denn er verließ hastig das Zimmer, die Thür seiner Gewohnheit gemäß laut zuschlagend.

Da ihm der Aufenthalt überall verleidet war, hoffte er

im Speisesaal sich ungestört der Ruhe überlassen zu können, fuhr jedoch fast erschrocken vor dem unerwarteten Anblick zurück, den er hier hatte.

Vor der rothen Gluth des Kamins saß seine Gattin, die Arme auf die Kniee gestützt, während das Haupt, von dem das graue Haar weit zurückgestrichen war, in den Händen ruhte. Den Fußtritt ihres Gatten wohl erkennend, wandte sie sich nicht nach ihm um, und als dieser in seiner rohen, polternden Weise sagte: „Was zum Teufel hast Du hier vor?“ entgegnete sie, ihre Augen auf das Feuer geheftet und den Kopf noch weiter vorneigend:

„Ich denke nach — denke für uns Alle und was zu un-
erem Heile geschehen kann!“

„Weib! was bedeuten diese wahnsinnigen Worte?“

„Du sprachst doch vorhin von dem Testament Deines Vaters —“

„Was kümmert Dich sein Testament, dies schändliche, un-
gerechte Testament?“

„Ebenso sehr wie Dich, Richard, denn ich kann mir denken, was es enthält! Wozu,“ fügte sie mit heiserer Stimme hinzu, „wozu nützt uns der vornehme Titel und das vornehme Haus, wenn wir kein Geld dazu haben, denn den Ertrag des Gutes haben schon die alten Gläubiger mit Beschlag belegt.“

„Von wem hast Du das erfahren? Sprich!“

„Du hast mich zwar nie zu Deiner Vertrauten gemacht, aber unbewußt hast Du in Deiner Trunkenheit mir alle Deine Verhältnisse verrathen! — Was willst Du zunächst thun, um unserer Noth ein Ende zu machen?“

„Von Elley, sobald sie mündig ist, ein ansehnliches Dar-
lehen fordern.“

„Und wenn sie bis dahin heirathet? — Jedenfalls aber wird sie ihren Vormund um Rath fragen und der, ein Hope, der Bruder von Maurice Hope, wird jedem Deiner Wünsche entgegen sein!“

„Wenn er das wagen sollte — wenn er sich nur einmal in Dinge mischt, die mich und meine Tochter allein angehen, dann —“

Sir Richard's kräftige Fäuste fielen so schwer auf die Lehne des Sessels, neben dem er stand, daß derselbe in allen Fugen krachte.

„Weshalb aber mußt Du mir das diesen Abend sagen?“ fuhr er gleich darauf fort. „Ist nicht Elley's Krankheit schon hinreichend, mich außer Fassung zu bringen?“

„Deine Tochter und immer Deine Tochter!“ rief Lady Relydale gereizt. „Ich bin Dir nichts, und doch — habe ich nicht Alles um Deinetwillen hingegeben, die Ersparnisse meines Berufes, mit dem Du mich jetzt verhöhnst; dem ich mit ganzer Seele anhing —“

„Still, still, Abele,“ sagte der Baronet in ruhigerem Tone, „ich bin so undankbar nicht, wie Du meinst, und weiß ganz gut, wie viel Du um meinetwillen gelitten! Bist Du aber nicht reichlich belohnt für alle Entbehrungen? Hast Du nicht einen Titel, um den Dich Hunderte beneiden werden?“

„Binnen einem Jahre sind wir Bettler — unsere Gläu-
biger fragen nach unserem Titel nicht!“

„Nein, beim Teufel! das thun sie nicht!“

„Bettler, wie sonst, wo wir uns vor Denen verbargen,“ fuhr Lady Relydale fort, „denen wir Geld schuldeten, und uns freuten, wenn irgend Jemand sich bewegen ließ, uns einige Pfund zu leihen!“

„Ich sage Dir, Weib, ich jage mir eine Kugel durch den Kopf, wenn unser früheres Elend wieder von Neuem beginnen sollte!“

„Bettler,“ wiederholte Lady Relydale zum dritten Male, „oder es müßte vorher schon dem Himmel gefallen, Elley von uns zu nehmen —“

„Was? Du denkst —“

„Der Himmel könnte es fügen — sie zu gut für diese schlechte Welt halten — sie trotz unserer Liebe und Sorge in dieser gefährlichen Krankheit zu sich nehmen — — und mit einem Schlag Dir das zuwenden, was der Wille eines unverzöhnlichen Vaters Dir vorenthalten!“

Lady Relydale's Augen waren fortwährend unbeweglich auf die rothe Gluth des Kamins geheftet, ohne sich auch nur einmal nach ihrem Gatten umzusehen, der sich in dem Sessel niedergelassen und ebenfalls vor sich hinstarrte. Dachte er etwa über die Worte, die er soeben vernommen, nach? — Hatten diese wohl gar einen Widerhall in seinem Herzen gefunden? — Wünschte er gleichfalls den Tod seines einzigen, ihm so theuren Kindes, um zu dem großen Vermögen zu gelangen, das ihm dann zufallen mußte?

Wir haben auf diese Fragen keine Antwort, denn Sir Richard liebte seine Tochter auf seine Weise, sehnte sich aber auch nach Reichthum, ohne den er, wie seine Gattin sagte, ein Bettler war! —

Nach einer längeren Pause fragte er:

„Abele, glaubst Du wirklich, daß Elley's Leben in Ge-
fahr ist? Würde ich es gewiß, ich könnte hier keine Ruhe haben, sondern würde meilenweit fahren, um neue Hilfe her-
beizubringen!“

„Ja, ich glaube, sie geht dem Tode entgegen! — Sie hat bei ihrer Jugend seit vielen Monaten unbeschreiblich viel Aufregung ertragen, und es ist nicht zu verwundern, daß endlich ihre Kräfte sie verlassen. Die Aerzte müssen meiner Meinung sein, wenn sie dieselbe auch nicht aussprechen, und Du mußt Dich ebenfalls an den Gedanken gewöhnen, daß Deine Tochter stirbt.“

Kaum hatte sie diese Worte gesprochen, als sich ein tiefer Seufzer — ein Klagen — vernehmen ließ. Ueberrascht blickten sich die beiden Gatten um und sahen zu ihrem Schrecken Eleanor in der geöffneten Thür stehen, die sich mit beiden Händen an einem Flügel derselben aufrecht hielt.

„Elley,“ rief Sir Richard, ihr schnell entgegen gehend, „Elley, was bedeutet das?“

„Ich fühlte mich wohler und wollte Euch aufsuchen,“ entgegnete sie flüsternd, während sie einen so seltsamen Blick auf ihren Vater heftete, daß er den seinen abwandte, „und da ich Euch hier finde, höre ich, daß Ihr von — von meinem Tode sprecht. Wer sagt, daß mein Leben in Gefahr ist?“

„Niemand, Kind,“ entgegnete der Baronet.

„Doch sie meint es,“ erwiderte Eleanor, auf ihre Stief-
mutter deutend. „Als ich die Thür öffnete, hörte ich sie sagen, daß ich sterben würde.“

„Unsinn, Elley! Nach ihrer Meinung müssen Alle, die
krank werden, sterben!“

„Haben die Aerzte gesagt, daß keine Hoffnung mehr für
mich ist, so laßt es mich wissen, denn ich wollte —“

„Die Aerzte haben uns nur die größte Sorge für Dich
anempfohlen,“ entgegnete Lady Relydale kalt, „und meine
Sorge um Dich hat wahrscheinlich Deine Krankheit verschlim-
mert. Du solltest —“

Nicht sicher.

Die weiteren Worte wurden ihr erspart, denn erschöpft sank ihre Stieftochter auf einen Stuhl, und Sir Richard, an ihre Seite eilend, herrschte seiner Gattin zu:

„Hole den Doctor! schnell, sage ich! Siehst Du nicht, daß sie wieder ohnmächtig wird?“

Und sich dann seiner Tochter zuwendend, sagte er so sanft er vermochte:

„Weshalb bist Du auch aufgestanden, Elley? Ist denn Miß Prayse nicht mehr im Wohnzimmer?“

„Ich fürchtete, Lady Relydale könnte ihre Anwesenheit nicht gern sehen und hat sie, fortzugehen und morgen wieder zu kommen. Ach! weshalb ließ ich sie von mir, da sie doch so gern bleiben wollte!“

„Ich will sie wiederholen, Elley, wenn Du es wünschest —“

„Nicht jetzt, Vater, nein, nicht jetzt —“

Bei diesen Worten sank ihr Haupt an seine Brust und ihre Augen schlossen sich wie zum Schlaf.

Eine seltsame Angst bemächtigte sich des Baronets, der sie schnell in seine Arme nahm, zurück in's Wohnzimmer trug und auf das Sopha legte.

Bald darauf erschien auch Lady Relydale mit dem Arzt, dem es gelang, die Kranke dieser zweiten Ohnmacht schnell zu entreißen. Als sie die Sprache wiedererlangte, begehrte sie in ihr Zimmer geführt zu werden, welchem Wunsche sofort Folge geleistet ward.

„Sie verlassen doch Over Court nicht?“ sprach sie zu dem Arzte, der ihr eine neue stärkende Medicin reichte.

„Nein, Miß Relydale, ich bleibe die Nacht, um Ihnen stets nahe zu sein!“ beruhigte sie der besorgte Mann.

„Bin ich sehr krank? Haben Sie keine Hoffnung mehr?“

„Sie sind zwar krank, Miß Relydale, allein es ist keine Gefahr vorhanden, nur müssen Sie sich sehr ruhig verhalten und jede Aufregung meiden. Beherzigen Sie diese meine Worte!“

Sie sank darauf in eine Art Halbschlummer, in dem sie sich jedoch deutlich bewußt war, daß Alle außer ihrer Stiefmutter und dem Arzte das Zimmer verlassen, daß diese Beide jedoch neben der Thür standen und Letzterer sagte:

„Ich hoffe, Miß Relydale wird jetzt einige Stunden schlafen. Bleiben Sie die ganze Nacht bei ihr?“

„Gewiß! Ich werde sie nimmer fremder Obhut anvertrauen.“

„Das ist mir lieb, Lady Relydale, und ich bitte Sie, mich gleich zu rufen, sobald Sie irgend eine Veränderung an der Kranken wahrnehmen!“

Als der Arzt das Zimmer verlassen, ging Lady Relydale an das Bett und betrachtete eine Weile die schlummernde Eleanor. Dann neigte sie sich zu ihr nieder, lauschte auf ihre Athemzüge, nannte zweimal ihren Namen, und als sie keine Antwort erhielt, wandte sie sich der Thür zu, verschloß diese, und nahm dann vor dem Kamin, in dem ein helles Feuer brannte, dieselbe Stellung ein, in der Sir Richard sie im Speisesaal angetroffen hatte.

„Jener Hope hätte sie retten können,“ murmelte sie dann halblaut vor sich hin, „ich habe ihm die Gelegenheit geboten — er hat sie jedoch unbenutzt gelassen.“

Nach der großen Unruhe und Aufregung, welche der plötzlichen, gefährlichen Erkrankung der jungen Erbin gefolgt war, herrschte endlich tiefe Stille in dem alten Herrenhause und nur Mrs. Edwards, Job Fritton, Sir Richard, der im Speisesaal bei Wein und Cigarren über die Ereignisse des verflossenen Tages nachdachte, und Lady Relydale, im Krankenzimmer ihrer Tochter vor dem Kaminfeuer über die Zukunft brütend, waren die Einzigen, welche den Schlaf nicht suchten.

Mehrere Stunden waren verflossen — die Uhren von Over Court zeigten pünktlich den Verlauf derselben an — die alte Kirchenglocke von Carrisford ertönte regelmäßig durch die Stille der Nacht, und bei ihrem Schall erbehte jedesmal die Frau, die niedergekauert vor dem Feuer saß. Wie das Läuten einer Sterbeglocke kam ihr der dumpfe Schall derselben vor, und sie konnte sich eines Schauers nicht erwehren, wenn der erste feierliche Schlag der Thurmuhr an ihr Ohr traf. Dachte sie an ein wirkliches Todesgeläut, wenn sie erbehte? Dachte sie an das Todesgeläut für ein noch vor Kurzem junges, blühendes Leben? Galten in ihren Ohren jene Klänge dem schönen reichen Mädchen, dessen der alte Baronet noch in seinem Testament mit so vieler Liebe und Fürsorge gedacht?

Als die zierliche Uhr auf dem Kaminsims die zweite Stunde nach Mitternacht verkündete, schauerte sie zusammen, erhob sich und trat an das Bett ihrer Stieftochter, die sie keinen fremden Händen anvertrauen gewollt. —

Die Kranke schlief, doch war es ein unruhiger Schlaf, und sie schien unter schweren Träumen zu leiden, denn sie bewegte rastlos ihr Haupt, seufzte tief und wiederholt, und stieß halblaut die Worte hervor:

„Ich will fort von hier — mit Ihnen gehen!“

Lady Relydale trat hastig einen Schritt zurück, doch faßte sie sich schnell, trat an die Kranke heran, neigte sich über sie und fragte:

„Mit wem Elley?“

„Ich bin nicht sicher — mein Leben ist in Gefahr,“ antwortete die Schläferin, deren weit geöffnete Augen sich ausdruckslos auf ihre Pflegerin hefteten, „führen Sie mich hinweg, ehe es zu spät ist!“

Darauf erhob sie schnell das Haupt, ließ es jedoch wieder sinken und schwieg.

Lady Relydale kehrte zum Kamin zurück, rang verzweiflungsvoll die Hände, starrte einige Minuten in's Feuer und sank dann auf ihre Kniee nieder, in welcher Stellung sie lange verweilte.

Als sie sich wieder erhob, waren ihre Züge noch finsterner und düsterer als zuvor, allein mit einer entschlossenen Bewegung ließ sie sich wieder auf den Sessel nieder, nahm ihren Beutel vom Fußboden auf, wo er bisher unbeachtet gelegen, und begann den Inhalt desselben einzeln herauszunehmen, offenbar einen bestimmten Gegenstand suchend.

(Fortsetzung folgt.)

Der Thierbändiger.

Novelle von Carl Aström.

(Fortsetzung)

„Welches ist Deine Ansicht, lieber Mann?“

„Daß er, schon in der Freiheit scheu und feige, in der Gefangenschaft eher noch größere Furcht zeigt, daß er vor der Peitsche des Bändigers in die fernste Ecke flieht und, vom Hunger gezwungen, bald die herrlichsten Kunststücke machen wird.“

Agnes athmete auf. Piotto hatte in diesem Punkte gelogen. Warum sollte alles Andere, was er gesagt, Wahrheit sein?

„Kann ich das Thier nicht sehen, lieber, guter Lorenz?“

„Warum nicht, Agni, zu jeder Zeit!“ —

„Morgen?“ —

„Wann Du willst, Agni!“

VII.

Der Gebäude-Complex, welcher die kleine Reserve-Menagerie Amaranti's umfaßte, lag in der Nähe eines der vier Hauptthore der Stadt, in einer schmalen Gasse, hinter welcher ein kleines, buschreiches Gehölz sich hinzog. Wenn man in der Mitte des viereckigen, mit Quadern gepflasterten Hofes stand, mochte man sich eigenthümlich durchschauert fühlen von dem seltsamen Concert brüllender, heulender und brummender Töne, das sich hinter den schweren eisernen oder eichenen Fall- und Schiebethüren vernehmen ließ. Hier harrten die Bewohner der Wüste, der Prairie und des Urwaldes ihrer Versendung zur Haupt-Menagerie oder zu anderen zoologischen Sammlungen. Die Firma Lorenzo Amaranti hatte die bedeutendsten zoologischen Gärten und Thiermuseen des Continents mit Exemplaren versorgt. Es war natürlich, daß der bewährte Ruf der Firma mit allen möglichen Mitteln erhalten werden mußte.

Am folgenden Morgen hielt die Equipage des Menagerie-Besizers in der Mitte des Hofes.

Lorenzo hob seine junge Frau aus dem Wagen und führte sie zu einem der massiven Stallgebäude, vor welchem ein baumstarker, riesiger Wärter Wache hielt. Dieser erschloß, mit einem mächtigen Schlüsselbunde rasselnd, das Gitterthor, und der Blick der jungen Deutschen fiel auf einen prächtig gegliederten Löwen, der anscheinend in tiefster Ruhe in der Ecke seines Käfigs kauerte.

Agnes heftete einen langen Blick auf das Thier, das von den Besuchern nicht die geringste Notiz zu nehmen schien. Dann nahm sie kleine Kieselsteine und warf sie durch das Gitter dem Löwen zu.

Dieser regte sich nicht.

Amaranti, welcher ihrem Beginnen lächelnd zugehört, that einen leisen Pfiff.

Der Löwe hob den Kopf ein wenig und schaute mit den großen, leuchtenden Augen nach dem Eingange.

„Zenno!“ rief der junge Mann.

Mit zur Erde gesenktem Haupte schlich der Kameeltiger langsam heran. In der Nähe seines Herrn angelangt, blieb er stehen, schüttelte die Mähne, gähnte tief auf und streckte sich dann träge wieder auf dem weißen Kiessande aus.

„Er scheint sich noch nicht an die Gefangenschaft zu gewöhnen,“ meinte der Wärter, indem er einige Pfund Ziegenfleisch auf einer langen eisernen Gabel durch eine eiserne Klappe reichte, „aber mit der Zeit wird es sich schon machen.“

Der Löwe verspeiste die ihm dargereichte Nahrung mit demselben Phlegma, das sein ganzes Wesen zu charakterisiren schien.

Agnes schüttelte lächelnd den Kopf.

„Ich glaube, daß dieses Thier in der That vollständig ungefährlich ist, lieber Lorenz,“ wandte sie sich an ihren Gatten. „Hast Du nicht schlimmere Charaktere hier?“

„Nur noch einen jungen, für den zoologischen Garten in London bestimmten Elefanten,“ erwiderte er, während der Wärter das Gitter schloß, „einen Pardeer aus Afrika, einen Jaguar aus Brasilien und ein Zebra. Die Reserve-Menagerie war nie schwächer vertreten, als jetzt,“ schloß er lächelnd.

Agnes verlangte auch diese zu sehen. Sie hatte ihre Freude an der Klugheit des Elefanten, an der zierlichen Gestalt des Zebra. Der Pardeer erschien ihr, wie der Kameeltiger, bedeutungslos. Nur auf der röthlich-gelb gestreiften Gestalt des Jaguars ruhte ihr Auge wiederum mit einem besorgten Ausdruck.

„Dem trau' ich selber nicht,“ meinte Amaranti. „Der Jaguar ist das furchtbarste und gefährlichste Raubthier. Ich habe ihn für den Herzog von Toscana gekauft, der ihn der Stadt Madrid zum Geschenk machen will.“

„Und Du behältst ihn nicht lange, Lorenz?“

„Nur drei Tage, Agni!“

„Ich habe eine Bitte an Dich, lieber Lorenz. Du mußt mir gestatten, täglich eine Stunde bei den Thieren hier zu bringen zu dürfen, des Studiums wegen. Ich will ihre Lebensweise, ihre Neigungen, ihr ganzes Gebahren beobachten, theils um mich zu belehren, zum Theil auch deshalb, weil ich meine Zeichenarbeiten wieder aufnehmen will.“

Der glückliche Ehegatte versprach ihr die Erfüllung ihres Wunsches und gab dem Aufseher demgemäß einige Befehle.

Nachdem die junge Frau noch die Volière in Augenschein genommen hatte, welche sich in dem kleinen wohlgepflegten Garten hinter dem Hause befand und eine Auswahl der seltensten Vogel-Exemplare aller Herren Länder enthielt, trat man den Heimweg an.

Agnes vermeinte, einen der schönsten Tage ihres Lebens verbracht zu haben, und nur, wenn sie an Signor Piotto dachte, wollte es sich wie ein dunkler Schatten über ihre Seele legen.

Der Sicilianer kam seit jenem Tage, an welchem er der

Gattin seines Freundes die seiner Ansicht nach wichtigen Erörterungen gemacht, noch häufiger als sonst, ohne von der Kälte, welche Agnes bei seiner Unterhaltung zur Schau trug, irgend welche Notiz zu nehmen. Es schien, als leite er aus der Willfährigkeit, mit welcher sie ihm zugehört, ein Recht, das sie ihm nun und nimmer zu gestatten Willens war. Es schien ihr das Beste, wenn der zudringliche Gast auf eine feine Manier entfernt würde. Direct mochte sie Amaranti nicht darum bitten. Sie kannte die Vorliebe des Gatten für den Freund, welcher sich durch seine geselligen Talente in mancher Beziehung unentbehrlich gemacht hatte. Aber sie ergriff begierig eine andere Gelegenheit, welche sich ihr in den nächsten Tagen darbot.

Amaranti war von einigen geschäftlichen Gängen in der Stadt heimgekehrt. Agnes nahm in seinen Zügen den Ausdruck einer gewissen Unruhe und Abgespanntheit wahr und schloß daraus, daß er Verdruß gehabt haben müsse. Sie fragte im Ton zärtlicher Theilnahme nach der Ursache seiner Bekümmernisse.

Er antwortete ausweichend, die Schuld auf geschäftliche Vorkommnisse schiebend.

„Piotto war hier. Er wartete auf Dich lange Zeit,“ leitete sie das Gespräch ein.

„Es ist gut, Agni! Er wird ja wiederkommen!“ gab er in zerstreutem Tone zur Antwort.

„Denke Dir, Lorenz! er erbot sich, mich zu begleiten, falls ich an dem Rosalienfest, das übermorgen stattfindet, Theil nehmen wollte. Wie findest Du das?“

„Selbstverständlich, doch nur für den Fall, daß ich selbst verhindert wäre, Dich hinzuführen,“ entgegnete er mit mildem Lächeln.

„Diesen Fall schien er vorauszusetzen, lieber Lorenz; er meinte, Du würdest, wie immer, durch die Menagerie in Anspruch genommen sein!“

„Der gute Piotto! . . . er meint es wirklich gut! wir sind ihm vielen Dank schuldig!“ sagte Lorenzo.

Sie sah ihn überrascht an.

„Du wärest wirklich so ohne Weiteres damit einverstanden?“ fragte sie erstaunt.

„Und warum nicht?“ fragte er im gleichen Tone. „Wenn ich in der That eine dringende Abhaltung hätte und Du wärest neugierig darauf, die Aufzüge und Prozeffionen, die wirklich sehr interessant sind, in der Nähe zu sehen?“

„Ich weiß, lieber Lorenz,“ unterbrach sie ihn ernst, „daß die Sitten dieses Landes den Frauen eine größere Freiheit als bei uns in Deutschland gestatten; aber ich könnte mich nie und nimmer entschließen, ohne Dich irgend einer Festlichkeit beizuwohnen, am allerwenigsten jedoch in der Begleitung eines fremden Mannes!“

„O! ich kenne Dich ja, Agni!“ rief er mit strahlendem Auge, „Dich und ihn.“

„Ihn kennst Du, Lorenz? Doch wohl nicht ganz,“ gab sie in bedenkllichem Tone zurück. „Du hast scharfe Augen und siehst doch nicht, daß er das Recht der Gastfreundschaft in schnöder Weise mißbraucht?“

„Ich dachte nicht, Agni!“ erwiderte er leichtthin, „er ist ein Freund unseres Hauses. Ihm stehen größere Rechte zu, als jedem Andern.“

„Auch das Recht, mich in Deiner Abwesenheit zu unterhalten?“ fragte sie scharf.

„Das wird er jedenfalls als seine Pflicht betrachten, Agni!“ gab er unerschütterter zurück.

Ein Zucken lief über ihr Antlitz. Es war, als wolle eine dunkle wilde Borneswuth darin aufflammen, aber sie hielt noch an sich. Sie liebte ihn ja und mußte seinem kalten Naturell viel zu gute halten.

„Und wenn er nun mit meiner Unterhaltung den edlen Zweck verbände, sich selbst zu unterhalten?“ fragte sie mit zur Erde gesenktem Blick, „wie dann, Lorenz?“

„Aber, Agni! gönne doch dem armen Teufel die wenigen Sonnenstrahlen, die aus Deiner bezaubernden Nähe in sein düsteres Erdbendasein fallen!“ bat er, indem er galant ihre Hand an seine Lippen führte.

„Liegt darin nun wohl eine Spur von Liebe?“ flüsterte die junge Frau, deren Augen sich mehr und mehr verdüsterten, voll Groll in sich hinein. „Jeder andere Mann würde die Sache ernster nehmen und dem zudringlichen Hausfreund in unverblümten Ausdrücken anbefehlen, seine Besuche, wenn nicht einzustellen, doch auf ein Minimum zu reduciren.“

„Ich glaube auch, Du würdest es in vollkommener Gemüthsruhe mit ansehen, wenn er mir in etwas unzweideutiger Weise den Hof machte,“ fuhr sie im lauten, bitteren Tone fort.

Lorenz lächelte. Das unmuthige Gebahren seiner jungen Frau erregte seine Heiterkeit. Im ersten Augenblick wollte er scherzend mit „ja“ antworten, denn er sah nicht die geringste Gefahr in diesem unzweideutigen Hofmachen. Er baute zu fest auf die Ehrenhaftigkeit des Freundes, und was die Treue der Gattin betraf, so standen ja Liebe und Religion auf Vorposten und diese Wächter schlugen jeden Angriff zurück.

Aber er wollte Agnes nicht betrüben und so versetzte er denn in ruhigem Tone:

„Nein, liebe Agni! das müßte ich mir denn doch verbitten.“

Aber sein Auge lächelte und um seine Lippen spielten die Geister des Spottes mehr als je.

Die Gattin sah es wohl und fühlte sich noch mehr niedergedrückt.

Amaranti mochte die trübe Stimmung der Gattin zu deutlich in ihrem Antlitz lesen. Er fügte in versöhnlichem Tone hinzu:

„Dieses Thema verlegt Dich, Agni, sprechen wir von etwas Anderem. Das Rosalienfest wird jedenfalls nicht stattfinden, ohne daß wir Beide Antheil daran nehmen.“

Er küßte sie auf die Stirn und verließ sie, um sich auf sein Zimmer zu begeben.

Die junge Frau schlug, als sie sich allein sah, laut aufschluchzend die Hände vor das Gesicht zusammen und rief in wildem Schmerze:

„Nun sehe ich es deutlich, was immer und immer wie ein schwerer Alp heimlich auf meiner Seele lastete. Er liebt mich nicht! nein! er liebt mich nicht und hat mich auch nie geliebt! Er würde sonst diesen mir verhassten Italiener zur Thür hinauswerfen. Er würde in einem andern Tone gesprochen haben: „Das müßte ich mir denn doch verbitten, Agni!“

Es war, als sei seit jenem Tage ein feindliches Element zwischen die Gatten getreten. Agnes vermochte nicht immer das Wehe, unter dem sie litt, zu verbergen und Lorenzo, der die wahre Ursache ihres Kummers immer noch

nicht errieth, auch zu sehr durch die Vorbereitungen zu der demnächst nöthig werdenden Reise in Anspruch genommen war, zeigte ganz im Gegensatz zu seinem bisherigen ruhigen und gleichmüthigen Wesen einige Spuren von Ungebuld.

Die anscheinend so geringfügige Ursache schien in einen Conflict von unheilvoller Tragweite auszuarten, welcher das Glück und die Ruhe des Paares ernstlich in Frage stellte.

Agnes nahm an dem Feste keinen Theil. Sie schützte Unwohlsein vor und entging auf diese Weise gleichzeitig der Unannehmlichkeit, mit Piotto zusammenzutreffen, der in ihrer Idee mehr und mehr die Gestalt eines bösen Geistes annahm.

Der Mediciner hätte nicht der ränkevolle selbstsüchtige Charakter sein müssen, wenn er den heraufdämmernden Zwiespalt nicht nach Kräften geschürt und ihn zu seinem Vortheil ausgebeutet hätte. Unausgeseht war sein Bestreben darauf gerichtet, sich zum Vertrauten des Gatten wie der Gattin zu machen und dadurch das nöthige Terrain für seine eigenen Operationspläne zu gewinnen, und wenn ihm dies auch bei Agnes, die ihn verabscheute, keineswegs gelang, so erreichte er seine Absicht doch um so sicherer bei Amaranti, der, lediglich der Macht der Gewohnheit folgend, seinen Rathschlägen ein nur zu williges Ohr lieh.

Die junge Frau suchte ihren Schmerz in derselben Beschäftigung zu vergessen, von der sie wußte, daß sie ihrem Gatten Zerstreuung und Trost gewährte. Täglich brachte sie ein paar Stunden in dem Vogelgarten und vor dem Gitter des Kameeltigers zu, dessen Lebensweise sie förmlich studirte und den sie allmählig gewöhnte, einige Lederbissen aus ihrer Hand zu nehmen und ihrem Rufe Folge zu leisten.

Sie ließ sich die Zähmung des Raubthieres um so angelegener sein, als Amaranti ihr vor Kurzem die Mittheilung gemacht hatte, daß der Onkel seinen Erwartungen nicht ganz entspreche. Er gehöre zu den „Unzugänglichen“, hatte er mit leichtem Kopfschütteln gemeint, und die Dressur sei nicht lohnend. Eine geheime Ahnung sagte ihr, der Gatte werde sich freuen, wenn sie ihn ihre „Erfolge in der Löwenzähmung“ sehen lasse. Er liebte ja nichts so sehr, als wenn man sich für sein Geschäft interessirte.

Sie pries es im Stillen als ein großes Glück, als Lorenzo ihr eines Tages die Eröffnung machte, daß sämtliche Vorbereitungen zur Reise beendet seien und dieselbe nunmehr unter allen Umständen angetreten werden müsse. Man beschloß, direct nach einem kleinen süddeutschen Badeorte zu reisen, wo die Menagerie unter der Leitung Scipio's und der Mutter des jungen Chemanns in nächster Zeit eintreffen mußte. Das Hauswesen sollte während der Abwesenheit der jungen Herrschaft bis zum Eintreffen der alten Frau Amaranti der Aufsicht des Intendanten Matteo Mazarra unterstellt bleiben.

In der That schiffen die Eheleute sich bald darauf auf einem nach dem Festlande abgehenden Dampfer ein. Zur großen Freude der jungen Frau war ihnen ein specieller Abschied von Piotto erspart geblieben. Lorenzo hatte in Folge einer zur Eile mahnenden Depesche seiner Mutter um einen Tag früher, als anfänglich bestimmt gewesen, aufbrechen müssen und zur Auffuchung des Freundes somit keine Zeit mehr gehabt. Er wollte auf der ersten Ruhestation den Mediciner brieflich in Kenntniß setzen, und zweifelte nicht daran, daß auch Agnes ein paar herzliche Zeilen hinzufügen werde, wenn die wechselnden Zerstreuungen der Reise erst ihren wohlthätigen Einfluß auf sie geltend machen würden:

Agnes war es in der That, als sei ein Stein von ihrem Herzen gewälzt. Zum ersten Mal seit langer Zeit ruhte der Sonnenschein einer gewissen inneren Heiterkeit wieder auf ihrem Antlitz. Sie freute sich des lachenden blauen Himmels, der dunkelgrünen, allmählig in einander rauschenden Meereswogen, der in unbeschreiblicher Pracht am Horizont hervortretenden Küste. Es war ihr, als müsse nun Alles gut werden, da wenigstens für die nächste Zeit der Dämon ihres Hauses und ihres Glückes gebannt war. —

Lorenzo schrieb in der That von Neapel aus an Piotto, sowie an seinen Intendanten, dem er den Auftrag gab, alle eingehenden Briefe nachzusenden. Agnes fertigte dagegen ein Schreiben an ihre Eltern ab, in welchem sie eine Zusammenkunft in dem kleinen Badeorte, dem Ziele ihrer Reise, in Aussicht nahm. Eine etwaige Antwort ihrer Angehörigen sollte ebenfalls dorthin gerichtet werden, damit die junge Frau beim Eintreffen daselbst sogleich die Nachrichten aus der Heimath in Empfang nehmen könnte.

VIII.

Die Menagerie war in geeigneter Weise aufgestellt. Wieder drängt sich eine schaulustige Menge vor dem Portal der mächtigen Thierbude, die Signor Scipio mit seinen Leuten aufgebaut hatte. Dieser letztere hatte wieder seinen Standpunkt am Eingange des Circus eingenommen. Der Platz an der Casse aber wurde durch die Gattin des Thierhändigers ausgefüllt, da die Prinzipalin in die Heimath zurückgekehrt war.

Die junge Frau hatte sich schnell genug in die neue Lage hineingefunden und versah ihre Obliegenheiten mit einem Eifer und einer Gewissenhaftigkeit, die dem beobachtenden Gatten häufig ein Lächeln abnöthigte.

Agnes hatte bei ihrem Eintreffen in der kleinen Stadt in der That ein Schreiben ihres Vaters vorgefunden, des Inhalts, daß die Mutter mit der Schwester und Cousine Rosalie in Balbe zu einem kurzen Besuche eintreffen würden. Die Aussicht, ihre Lieben wiederzusehen, erfüllte sie mit lebhafter innerer Freude. —

Es war ein heiterer klarer Sommermorgen, als das Schmettern des Posthorns vor dem alten Postgebäude die Ankunft von Fremden verkündete.

Amaranti stand mit seiner Gattin auf den Granitstufen, welche zu dem Portal hinaufführten. Nur einen Blick warfen sie in das Innere des Wagens, an welchem im Augenblicke des Haltens das Fenster herabgelassen wurde, als sie auch schon die sich herauslehrenden, ein wenig übernächtigt scheinenden Gesichter der drei Damen gewahrten und mit dem Rufe: „Sie sind es!“ an den Schlag eilten.

Einen Augenblick später lag Agnes in den Armen ihrer Mutter. Auch die Begrüßung mit der Schwester und Cousine war eine herzliche, von Seiten Amaranti's indessen ein wenig förmlich, wenn schon er in der Art seines Empfanges der Dekonomineräthin die ritterlichste Höflichkeit und Zuorkommenheit nicht vermissen ließ.

Man stieg in einen Miethwagen und fuhr nach dem Hotel, in welchem Amaranti mit seiner Gattin während der Dauer seines Aufenthaltes in der kleinen Stadt Logis genommen. Dort war bereits die zweite Etage zur Aufnahme der Gäste eingerichtet worden und bald saß die kleine Ge-

ellschaft auf dem kleinen, an der Hinterfront des Gebäudes vorspringenden Balkon, welcher eine reizende Aussicht auf die in geringer Entfernung emporsteigenden, waldbekrönten Berge eröffnete, und unterhielt sich bei einer Tasse Chocolate und vortrefflichem Gebäck über die kleinen Abenteuer und Erlebnisse, welche die immerhin weite Reise illustriert hatten.

Erst am dritten Tage fand die Defonomieräthin die nöthige Gelegenheit, um, wie es ja nur natürlich war, die Tochter heimlich zu fragen, ob denn nun auch Alles so sei, wie sie es erwartet, ob Amaranti ein zärtlicher, aufmerkhamer Ehegatte, mit einem Wort, ob die Ehe glücklich sei?

Agnes hatte bejahend geantwortet. Was hätte sie der Mutter sagen sollen? Sagen ihre Verhältnisse nicht scheinbar so günstig, wie sie nur liegen konnten? Erfüllte Amaranti nicht jeden ihrer Wünsche, noch ehe er ausgesprochen war, mit der peinlichsten Gewissenhaftigkeit? Athmete sie nicht im Sonnenglanz des Reichthums und Ueberflusses? Würde die Mutter eine andere Erwiderung als ein stillschweigendes Achselzucken gehabt haben, wenn die Tochter gesagt hätte: „Amaranti ist der beste Ehemann von der Welt, allein er liebt mich nicht ganz so, wie ich ihn liebe. Seiner Neigung fehlt die Gluth, seiner Zärtlichkeit das Feuer. In dem Beweisen seiner Liebe liegt nicht das Stürmische, worauf ich nun einmal einen so außerordentlichen Werth lege. Mit einem Wort, ich werde nicht leidenschaftlich geliebt.“ —

Schärfer sah die Freundin. Sei es nun, daß die Eifersucht ihre Blicke durchdringender machte, — ihre Neigung zu dem stattlichen jungen Manne war beim ersten Wiedersehen desselben von Neuem erwacht, oder besaß sie überhaupt ein vorzügliches Beobachtungstalent, genug, sie säumte nicht, ihre Beobachtungen bei der nächsten sich ihr darbietenden Gelegenheit kundzugeben.

Es war ein heiterer stiller Sommerabend, als die Freundinnen einen Spaziergang auf der Promenade machten, welche sich unter schattigen Lindenbäumen rings um die Stadt herzog. Rosalie unterbrach das angefangene Gespräch, welches, wie gewöhnlich, die Menagerie zum Gegenstande hatte, mit den Worten:

„Apropos, liebe Cousine! hat die Mama Dir noch nicht gesagt, daß ich die begründetste Aussicht habe, in nicht gar zu langer Frist in den Hafen der Ehe einzulaufen?“

„Nein,“ versetzte Agnes unbefangen, „Du bist also verlobte Braut?“

„Soweit sind wir nun gerade noch nicht,“ lächelte die Cousine. „Es können bis dahin immerhin noch einige Wochen in's Land streichen. Allein so viel steht fest, der Verlobung folgt die Hochzeit auf dem Fuße.“

„Und wer ist der Glückliche, dem Du gestattet hast, Dir sein Herz zu Füßen zu legen?“ fragte Agnes lächelnd.

„Kein Anderer als Herr Oskar, der Sohn unseres verehrten Kreisgerichts-Directors, dem es endlich klar geworden ist, daß er nicht Dich, sondern mich mit derjenigen Gluth und Leidenschaft liebt, welche Du stets als Hauptbedingung bei Deinen Verehrern in den Vordergrund stelltest.“

„So?“ nahm sie in heiterem Tone das Wort. „Sieh! das freut mich! da darf man also gratuliren?“

Rosalie biß sich unmuthig auf die Lippen.

„Verschiebe es bis zu meiner Rückkehr nach Dornenthal, liebe Agnes! Bis dahin wird Oskar hoffentlich seine Bestallung

als Assessor des Kreisgerichts in der Tasche haben; sein Staatsexamen hat er glücklich bestanden.“

„Das freut mich wirklich von Herzen, liebe Rosalie!... der gute Oskar. Hoffentlich wird er das Glück, Dich, die schöne gefeierte und nicht unermögende Beamtenstochter heimzuführen, zu schätzen wissen!“

„Sagte ich Dir nicht schon, daß seine Liebe zu mir eine leidenschaftliche sei? Oskar würde mit tausend Freuden für mich in ebenso viele Tode gehen!“

„Hat er Dir das gesagt, Rosalie?“

„Gesagt nicht, aber bewiesen hat er's!“ versetzte die Freundin mit triumphirender Miene.

„Und wodurch?“

„Ich hatte auf dem letzten Ball mit dem jungen Lieutenant v. Willisen getanzt und Oskar vielleicht weniger beachtet. Ich versichere Dich, es lag keine andere Ursache vor, als der Umstand, daß der Lieutenant ein stolterer Tänzer als Oskar ist. Während der Pause nahm der Letztere Veranlassung, mir zu sagen, daß er den Willisen ermorden werde, wenn ich noch einen Tanz mit ihm mache. Ich lachte dazu und nahm des Lieutenants Einladung zu einem Contretanz unbesangenen an. Nach Beendigung desselben sehe ich, wie Oskar an Willisen herantritt und ihm einige Worte in's Ohr flüstert. Dieser antwortet mit höhnischem Achselzucken. Der Streit wird heftig. Die Gesichter fangen an zu glühen. Scharfe Worte fallen von beiden Seiten. Eine Gruppe bildet sich um die Kampfhähne, aus welcher plötzlich die Worte erklingen: „Ein Duell auf Pistolen! zehn Schritte Distance! morgen früh 6 Uhr auf dem Schießstande des Bataillons!“ — „Es war eine allgemeine Aufregung,“ fuhr Rosalie fort. „Die beiden Gegner verließen den Saal. Meine Angst, meine entsetzliche Angst kannst Du Dir denken. Der Lieutenant v. Willisen ist der beste Pistolenschütze im ganzen Armeecorps. Er schießt eine Flaume aus der Luft herunter. Nur dem Einschreiten des Commandeurs und den ernstlichen Bemühungen einiger Ehrenmänner — nebenbei bemerkt auch Deines Vaters — ist es gelungen, die Sache beizulegen. Nun, siehst Du? Oskar wäre für mich um ein Haar in den Tod gegangen! Habe ich nicht ein Recht, an seine Liebe zu glauben?“

„Das hast Du!“ versetzte Agnes mit einem nachdenklichen Lächeln.

Ihre Worte klangen zerstreut und müde, als habe sie auf die Erzählung der Freundin nur mit halbem Ohr gehört. Nur der Gedanke: „Würde Amaranti das wohl für mich thun?“ zog wie ein schwerer Schatten durch ihren Sinn. „Nein! er würde es nicht thun. Er ist einmal eine zu kühle, förmliche und egoistische Natur. Für mich sein Leben auf's Spiel setzen? Pah! eher würde er —“

Sie vollendete nicht und seufzte nur schwer auf. Das ganze mühsam zurückgedrängte Weh, das sie in der vermeintlichen Verkennung oder doch wenigstens schwachen Erwiderung ihrer glühenden Liebe empfand, brach sich gewaltsam Bahn und prägte sich so intensiv in ihrem Antlitz aus, daß Rosalie im Tone affectirter Besorgniß ausrief:

„Was Du für ein Gesicht machst, Kind! gerade, als ob Du schon 10 Jahre verheirathet wärest.“

(Fortsetzung folgt.)

Flandereien am Kamin.

Verschwiegenheit.

Um den fortwährenden Reibungen, welche zwischen den Offizieren von Berlin und Potsdam stattfanden, besonders bei festlichen Gelegenheiten, ein Ziel zu setzen, erließ Friedrich der Große den Befehl, daß die Bälle in den genannten Städten nur von dem dort stationirten Militär besucht werden durften; die Nichtbeachtung sollte nachtheilig auf das Avancement wirken.

Nun hatte aber ein Berliner Lieutenant seine Herzenskönigin in Potsdam. Als dieser eines Tages von seiner Braut erfahret, daß in Potsdam ein Ball, wo auch sie gegenwärtig sein müßte, stattfinden sollte, so ließ ihm Amor keine Ruhe, er mußte hin, und da es ein Maskenball war, so hatte er um so weniger Furcht vor Entdeckung.

In einer Ecke des Saales standen flüsternd die Liebenden; die Braut war sehr besorgt, daß der Bräutigam vom Könige, der auch gegenwärtig sei, und der bekanntlich jeden Soldaten in Berlin und Potsdam persönlich kannte, bemerkt werden möchte, und rieth deshalb zum baldigen Aufbruch.

Dem Könige, der nicht weit davon stand, war dies Gespräch nicht entgangen. Er ging zu dem Officier und flüsterte ihm zu:

„Hüten Sie sich, Herr Lieutenant N. aus Berlin, der König ist gegenwärtig!“

Der Officier bekam einen gewaltigen Schreck und rief dem Fremden zu:

„Ein Hundsfott, wer sagt, daß ich hier gewesen!“

Doch seine Ruhe war dahin. Schnell ließ er sein Pferd satteln und galopirte nach Berlin zurück.

Unterdessen hatte Friedrich einen Courier dorthin abgesendet mit dem Befehl an den Major, die Officiere sogleich zusammen zu berufen und ihm die Abwesenden anzuzeigen. Der Officier stieg, als er den Befehl des Majors zum Apell erhielt, vom Pferde und leistete demselben augenblicklich Folge.

Der Major berichtete, daß sämtliche Officiere gegenwärtig gewesen seien, und der König erfuhr bald den Zusammenhang. —

Der Lieutenant N. hoffte bei der nächsten Parade auf seine Ernennung zum Capitän, war indessen nicht wenig erschrocken, als die übrigen Avancements verlesen und er vergessen worden war. Höchst aufgebracht über diese Zurücksetzung wollte er sogleich zum Könige eilen und sich nach der Ursache derselben erkundigen, als ihn Friedrich zu sich rief und zu ihm sagte:

„Er ist Capitän, aber ein Hundsfott, wer etwas davon laut werden läßt!“

Da stand der Herr Capitän, der wie der Hirsch nach frischem Wasser nach der Stelle geleckt hatte, um sein Liebchen endlich heimzuführen zu können; betrübt und erschrocken sah er den König an und erinnerte sich an den Maskenball in Potsdam und an den „Hundsfott“, der nichts gesagt hatte, was ihm jetzt einen so großen Jammer machte.

Als er wiederholt um Bekanntmachung seines Ranges einkam, erlaubte ihm dies Friedrich mit dem Bemerkten, künftig so zu wandeln, daß selbst ein Hundsfott von selbst schweigen muß.

Der Ritt in den Himmel.

Der bekannte englische Gelehrte Swift hatte einen trägen Diener, der selten die ihm obliegenden Geschäfte zur Zufriedenheit seines Herrn verrichtete, sich aber dessenungeachtet durch naive Einfälle die Gunst seines Herrn, der solche liebte, zu erhalten wußte.

Swift will eines Morgens ausreiten und befehlt, den Reitanzug zu

holen. Der Diener bringt ihn, aber noch mit Schmutz bedeckt. Auf die Frage, weshalb er ihn nicht gereinigt habe, antwortete der Diener:

„Herr, der Reitanzug wird ja doch gleich wieder schmutzig!“

„Gut!“ sagte Swift, „Du reitest mit mir aus!“

Als der Diener dagegen einwenden will, daß er noch nichts gegessen habe, meint der Herr:

„Schadet nichts; Du wirst ja doch gleich wieder hungrig!“

Der Ton, mit dem diese Worte gesprochen wurden, mußte für den Diener doch zu ernst klingen, um dagegen neue Einwendungen zu machen; deshalb leistete er dem Befehle augenblicklich Folge.

Vor der Stadt ritt Swift sehr langsam, und um den Diener zu plagen, holte er aus der Tasche ein Buch und fing an zu lesen. Der Diener wünschte seinen Herrn sammt seiner langweiligen Gelehrsamkeit dahin, wo der Pfeffer wächst.

Dieser sonderbare Spazierritt mochte schon einige Stunden gedauert haben, als ein Herr daher kam und den Diener fragte, wer der lesende Herr sei?

„Nun, das ist mein Herr und ich sein Diener,“ antwortete der Gefragte.

„Und wohin wollt Ihr?“

„Ihr seht ja,“ antwortete der Diener, „geradezu in den Himmel!“

Der Fremde, über die albernen Antworten aufgebracht, ging weiter und murmelte vor sich hin von Leuten mit sieben Sinnen. Der Diener, welcher dies hörte, wandte sich an Swift und sagte:

„Nicht wahr, Herr, wir reiten wohl in den Himmel, denn Sie beten und ich faste.“

„Schelm, Du hast Dir ein Frühstück verdient,“ antwortete lachend Swift, „aber merke Dir, daß Du bei neuen Unordnungen den Weg allein passiren mußt!“

Zwei Soldaten waren aus dem Regimente des Fürsten Leopold von Dessau desertirt und wieder ergriffen worden. Das Kriegsgericht sprach das Todesurtheil aus. Der Eine von den Desertireuren war ein junger, hübscher Mann. Der alte Dessauer wollte ihn reiten. Er ließ sie rufen und sprach: „Ihr sollt Beide würfeln. Wer die meisten Augen wirft, der sei begnadigt,“ hoffend, daß der Jüngere so glücklich sein werde. Zu seinem großen Verdruß warf der ältere Soldat dreimal die meisten Augen. Ergrimmt rief der Fürst: „Ich wollte Dich, Hundsfott, retten, aber Du siehst, es geht nicht — Ihr müßt Beide sterben!“ — Das war das Kriegsgericht vor hundert Jahren!

Ein französisches Witzblatt bringt folgendes von einem Wirth mit einem Miether angestellte Verhör: Wirth. Sind Sie verheirathet? — Miether. Ja. — Wirth. Ist Ihre Frau jung? — Miether. Ja. — Wirth. Haben Sie Verwandte bei sich? — Miether. Ja wohl. Zunächst meine Schwiegermutter. — Wirth. Wie alt ist diese Dame? — Miether. Sechzig Jahre. — Wirth. Und sonst noch Jemand? — Nur noch meine Schwägerin. — Wirth. Wie alt ist Diese? — Miether. Achtzehn Jahre. — Wirth. Sie begreifen mein Herr, daß ich in Anbetracht dieser Verhältnisse Sie um keinen Preis in mein Haus aufnehmen kann. — Miether. Sollten meine Verhältnisse Ihnen Anstoß geben? — Wirth. Gewiß! Ich verlange, daß in meinem Hause weder Kindtaufen, noch Hochzeiten, noch Begräbnisse vorkommen. Nun könnte aber Ihre Frau Sie mit Kindern beschenken, deren Mutter sterben und deren Schwester sich verheirathen. Das geht nicht für mein stilles, ehrbares Haus.